

Mitteldeutsches

für Kultur und Zeitgeschichte

Ausgabe 3 (Jg. 2023)

FOKUS NACHHALTIGKEIT

Magazin

Letztes Heft
verpasst?



Selbst mitreden / gestalten /
Input liefern?

Unser Team freut sich über
Kooperationen und Unterstützung.
Kontaktieren Sie uns gern:

redaktion@mitteldeutsches-magazin.de

Mitteldeutschland – nachhaltig?

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Klimakrise ist zum Dauerthema im öffentlichen Diskurs und „Nachhaltigkeit“ zum Stichwort der Stunde geworden. Auch, wenn globale Probleme nach globalen Lösungen oder zumindest Reaktionen verlangen: Verstehen, Ergünden und nicht zuletzt Entgegenwirken fangen vor der eigenen Haustür an – hier in Mitteldeutschland. Darum legen wir in dieser Ausgabe unseren Fokus auf ökologische Nachhaltigkeit als Herausforderung für die Region.

Im Dreiländereck von Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen findet sich das Mitteldeutsche Revier: eine (mittlerweile historische) Region des Braunkohletagebaus, die sich mit einem tiefgreifenden Strukturwandel konfrontiert sieht. Mareike Pampus und Jonathan Everts vom Institut für Strukturwandel und Nachhaltigkeit an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg widmen sich diesem Transformationsprozess im Essay dieser Ausgabe. Sie gehen dabei besonders auf das historisch gewachsene Selbstverständnis als „Kohlregion“ ein und geben damit Denkipulse für das Schwerpunktthema der Ausgabe.

Eine andere Perspektive auf Nachhaltigkeit hat das neue „Institute for Planetary Health Behaviour“ in Erfurt, das sich unter anderem mit den Wechselwirkungen zwischen Klimawandel und Gesundheit beschäftigt. Wir sprachen mit der Institutsdirektorin Cornelia Betsch über die politischen Rahmenbedingungen für „klimagesundes Verhalten“ und über Wege, wie entsprechende Maßnahmen in Zukunft mehr Akzeptanz in der Bevölkerung finden könnten.

Ein aktuelles Meinungsbild zu derartigen Themen zeigt die Befragung des „Mitteldeutschland-Monitors“. Wir haben uns angeschaut, welche Haltungen die Studie zu Themen wie Energiepreise und Kohleausstieg zu Tage fördert.

Im Alltag wird ökologische Nachhaltigkeit bereits schon von vielen gelebt, wie wir anhand von Beispielen aus dem Kulturbereich zeigen: „Was bedeutet Nachhaltigkeit für Sie?“ haben wir Initiativen und Akteure unter anderem aus der Film-, Theater- und Buchbranche gefragt. Sie berichten, wie sie den Wandel zu mehr Nachhaltigkeit bereits in konkrete Maßnahmen umsetzen, schildern aber auch Probleme mit politischen und finanziellen Rahmenbedingungen.

Eben dieser Wandel – im Denken wie im (täglichen) Handeln – ist in seiner Bedeutung für unser aller Gegenwart und Zukunft kaum zu überschätzen. Welches Thema könnte also geeigneter für den Ansatz unseres Magazins sein, Akteure und Ideen in Mitteldeutschland zu vernetzen?

Wir laden Sie damit erneut herzlich ein, mit uns Mitteldeutschland zu erleben.

Essay

Was kommt nach dem Fortschritt? Nachhaltigkeit in der Region Mitteldeutschland 6

Editorial 3

Zum Schluss 48
Impressum & Bildnachweise

Regional- & Zeitgeschichte

Weltoffenes Mitteldeutschland:
Kolonialvergangenheit und ihre Kontinuitäten sichtbar machen 13

„Der Wille, das DDR-Krippensystem zu verharmlosen, ist äußerst stark“ 17

Regional trifft digital: Landesgeschichte in Mitteldeutschland heute 21

Kurz Notiert 25

Kultur & Kritik

**„Das Bauhaus ist für mich
gelebte Fehlerkultur“** 27

**Kultur im Wandel:
Wie erreicht man mehr
Nachhaltigkeit?** 32

Archivale der Ausgabe:
Ist eine Vase politisch? 34

Kurz Notiert 40

Innovation & Forschung

**Planet gesund,
Menschheit gesund?** 39

**„Mitteldeutschland-Monitor“:
Nun sag, wie hast du's mit
den Erneuerbaren?** 44

Kurz Notiert 46

Essay

In dieser Ausgabe

widmen sich zwei Gastautoren vom Institut für Strukturwandel und Nachhaltigkeit (HALIS) der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg der Frage, wie Transformationsprozesse und Umweltschutz in der mitteldeutschen Region zusammenwirken.

Was kommt nach dem Fortschritt? Nachhaltigkeit in der Region Mitteldeutschland

Für das Mitteldeutsche Revier ist der Strukturwandel nicht nur mit Energiewende und Renaturierung verbunden, sondern auch mit der Stilllegung von Betrieben – und mit der Suche nach einer (neuen) regionalen Identität.

von Mareike Pampus und Jonathan Everts

Was bedeutet Nachhaltigkeit?

Nachhaltigkeit besteht darin, die Bedürfnisse heutiger Menschen zu erfüllen, ohne die Bedürfnisse zukünftiger Generationen zu gefährden, und dabei ein Gleichgewicht zwischen Wirtschaftswachstum, Umweltschutz und sozialem Wohlergehen zu gewährleisten. Im weitesten Sinne bezeichnet Nachhaltigkeit die Fähigkeit, einen solchen Prozess kontinuierlich über Zeit aufrechtzuerhalten oder zu unterstützen. Im wirtschaftlichen und politischen Kontext versucht Nachhaltigkeit, die Erschöpfung natürlicher oder physischer Ressourcen zu verhindern, damit sie langfristig verfügbar bleiben. Dementsprechend betonen nachhaltige Strategien die zukünftigen Auswirkungen einer bestimmten Politik oder Geschäftspraxis auf Menschen, Ökosysteme und die Wirtschaft insgesamt. Das Konzept der Nachhaltigkeit geht oft mit der Überzeugung einher, dass der Planet ohne größere Änderungen in der Art und Weise, wie er bewirtschaftet wird, irreparable Schäden erleiden wird. Mit zunehmender Besorgnis um den anthropogenen Klimawandel, den Verlust der Biodiversität und die Umweltverschmutzung hat sich der Diskurs um nachhaltige Praktiken und Richtlinien verstärkt, vor allem durch Forderungen nach nachhaltigen Geschäftspraktiken und höheren Investitionen in „grüne“ Technologien.

Die Idee der Nachhaltigkeit wird oft in drei Säulen unterteilt: Ökonomie, Umwelt und Soziales – informell auch bekannt als Profit, Planet und People. In dieser Aufschlüsselung konzentriert sich das Konzept der „wirtschaftlichen Nachhaltigkeit“ auf die Erhaltung der natürlichen Ressourcen, die physische Inputs für die wirtschaftliche Produktion liefern, einschließlich erneuerbarer und endlicher Ressourcen. Das Konzept der „ökologischen Nachhaltigkeit“ betont stärker die Lebenserhaltungssysteme

wie die Atmosphäre oder den Boden, die intakt bleiben müssen, damit wirtschaftliche Produktion und menschliches Leben an sich überhaupt stattfinden können. Im Gegensatz dazu konzentriert sich die „soziale Nachhaltigkeit“ auf die menschlichen Auswirkungen von Wirtschaftssystemen und umfasst auch Bestrebungen, um Armut und Hunger zu bekämpfen sowie Ungleichheit entgegenzuwirken.

Bereits 1983 gründeten die Vereinten Nationen die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung, um den Zusammenhang zwischen ökologischer Gesundheit, wirtschaftlicher Entwicklung und sozialer Gerechtigkeit zu untersuchen. Die damals von der ehemaligen norwegischen Premierministerin Gro Harlem Brundtland geleitete Kommission veröffentlichte 1987 einen ersten Bericht, der zum Standard für die Definition nachhaltiger Entwicklung geworden ist. Er beschreibt nachhaltige Entwicklung oder die Blaupause für das Erreichen von Nachhaltigkeit als „Befriedigung der Bedürfnisse der Gegenwart, ohne die Fähigkeit künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen“ („meeting the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs“).

Was bedeutet Nachhaltigkeit für Mitteldeutschland?

Im Zentrum von Mitteldeutschland, im Dreiländereck von Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, liegt das sogenannte Mitteldeutsche Revier. Zuckerrübenanbau und -verarbeitung, Braunkohletagebau sowie Energieproduktion und chemische Industrie haben hier über 200 Jahre die Landschaft und die Wirtschaft geprägt. Dabei sind die einzelnen Industriezweige in gemeinsamer Verflechtung entstanden. Die Zucht und der großangelegte Anbau von Zuckerrüben war eine Reaktion auf den zunehmenden Ausschluss Deutschlands aus dem Rohrzuckerhandel mit den Kolonialländern im 18. Jahrhundert. Für die Raffinade von Zucker sind wiederum große Mengen an Energie

nötig, die kostengünstig durch die Verbrennung von Braunkohle bereitgestellt werden konnte. Der Aufbau von landwirtschaftlichen Monokulturen erforderte neue Düngemethoden, die chemische Industrie lieferte die dazu notwendigen Innovationen und Produkte.

Auch wenn im Laufe der Zeit die einzelnen Industriezweige zunehmend unabhängiger voneinander wurden (mit der Braunkohle wurde beispielsweise im Kraftwerk Vockerode Strom für Berlin produziert, die chemische Industrie entwickelte sich u.a. in Richtung Kraftstoffe), so prägt der agrochemisch-industrielle Komplex nach wie vor die Region und ihr Selbstverständnis. Obwohl der gesamte Komplex inzwischen nur noch für einen geringeren Teil der Bevölkerung in der Region Arbeit bietet, so ist er tief mit den familiären Geschichten des Mitteldeutschen Reviers verwoben. Viele Menschen haben hier Eltern, Großeltern und andere Vorfahren, die seit Generationen „in der Kohle“, „in der Chemie“, oder in der Zuckerproduktion tätig waren. Noch heute lässt sich diese Verschränkung der Industriezweige am Beispiel der Zuckerproduktion nachvollziehen, zum Beispiel in Zeitz, wo nach wie vor mit Braunkohle aus der Region gearbeitet wird.

Der mitteldeutsche industrielle Komplex hat zwar nach der Wiedervereinigung 1990 eine sehr viel geringere Bedeutung für die Beschäftigung in der Region, er ist aber weitergeführt und nie in Frage gestellt worden. Das hat sich seit dem von der Bundesregierung beschlossenen „Kohleausstieg“ 2019 radikal verändert: Während die Landwirtschaft und die Chemie zukunftsfähig gemacht werden sollen, wird der Kohlebergbau beendet. Unabhängig davon, dass die Vorräte eines Tages ohnehin erschöpft gewesen wären, hat die politische Entscheidung sehr plötzlich ein Bewusstsein dafür geschaffen, dass das ererbte wirtschaftliche System der Region, welches die unterschiedlichsten historischen Phasen und Staatsformen überdauert hat, nun tatsächlich sein Ende finden wird. Entspre-



*Bergbaufolgelandschaft nahe des ehemaligen Tagebaus Espenhain bei Leipzig:
Ein Freilichtmuseum präsentiert hier Maschinen des Braunkohletagebaus.*

chend geteilt, aber auch emotional ist die Reaktion auf den Kohleausstieg im Mitteldeutschen Revier.

Natürlich identifizieren sich auch im industriellen Herzen Mitteldeutschlands viele Menschen mit den Zielen der Nachhaltigkeit im einleitend vorgestellten Sinne. Auch sie wollen keine Zukunft, in der kurzfristiger ökonomischer Wohlstand dauerhaft auf Kosten von Gesundheit und Umwelt erlangt wird. Gleichzeitig wird die nun offen gelegte Epochenschwelle als schmerzlich empfunden und mit Wehmut erkannt, dass das Ende einer Ära näher ist als gedacht (oder erhofft). Das regionale Narrativ der Industrieregion wird daher von allen Akteuren des nun mit Bundesmitteln geförderten Strukturwandels bewusst und fortwährend bedient: Man wolle nicht weg von der industriellen Tradition, so die nun häufig gehörte Rhetorik, sondern diese weiterentwickeln und modernisieren, damit die Industrie in unsere heutige Zeit passt - nachhaltig und sicher.

Dabei wissen natürlich viele Menschen, dass eine nachhaltige Industrie nicht einfach so zu haben ist. Die nur kurze Blütezeit des Solar Valleys um 2010 in Bitterfeld-Wolfen ist für viele eine Mahnung: Nach anfänglichen Erfolgen und der Hoffnung, eine Industrie der Zukunft in der Region angesiedelt zu haben, kam die Ernüchterung, dass die Solarindustrie in Mitteldeutschland unter globalen marktwirtschaftlichen Bedingungen im Wettbewerb mit anderen Produktionsstätten, insbesondere in China, nicht dauerhaft bestehen kann.

Auch der flächendeckende Ausbau von Windkraftanlagen bietet dem Mitteldeutschen Revier bisher keine Anknüpfungspunkte zur Ausbildung einer neuen regionalen Identität. Die Hoffnungen liegen nun insbesondere auf der Chemie in Leuna, Buna und Bitterfeld-Wolfen sowie dem neu entstehenden Großforschungszentrum Centre for the Transformation of Chemistry (CTC) am Standort Delitzsch (interessanterweise auf dem Gelände einer

alten Zuckerfabrik), das durch den Bund und die Länder Sachsen und Sachsen-Anhalt mit bis zu 170 Millionen Euro jährlich gefördert werden wird. Grüner Wasserstoff und neue, unter anderem nachwachsende Rohstoffe werden als Hoffnungsträger für eine nachhaltige Industrie gehandelt. Auch die Gemeinden im Kohlekernrevier rund um die von der MIBRAG (Mitteldeutsche Braunkohlengesellschaft mbH) betriebenen Großtagebaue Profen und Vereinigtes Schleenhain im Grenzgebiet von Sachsen und Sachsen-Anhalt beteiligen sich an der Transformation der Industrie in der Region, zum Beispiel durch den Ausbau erneuerbarer Energien oder der Mitwirkung am mitteldeutschen BioEconomy Hub. Dass alle diese in die Zukunft gerichteten Investitionen ähnlich wie bei Solar Valley riskant sind, ist den Akteuren bewusst.

Was Nachhaltigkeit ist und sein kann, ist für Mitteldeutschland und dessen industrielles Zentrum noch nicht entschieden.

Unsicherheit und Unzufriedenheit in der Bevölkerung angesichts dieser Umbrüche sind stete Begleiter. Abgeduldet werden sollen diese unter anderem durch Fördermittel der Europäischen Union aus dem Fonds für einen sozial gerechten Übergang, dem Just Transition Fund. Hier wird das Ziel einer ökologischen nachhaltigen Transition mit dem Ziel sozialer Nachhaltigkeit verknüpft – inklusive Arbeitsplatzsicherheit und der Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse in Stadt und auf dem Land. Aus unserer Forschung heraus können wir bislang noch nicht abschätzen, ob die vielfältigen Fördermaßnahmen der mitteldeut-

schen Bundesländer, der deutschen Bundesregierung und der Europäischen Union den erhofften nachhaltigen Übergang – ökologisch wie sozial – sowohl stimulieren als auch für die Bevölkerung annehmbar gestalten können. Die Fokussierung auf einzelne Leuchtturmprojekte, die den Förderlogiken geschuldet ist, hat bisher in der Bevölkerung oft eher für Unverständnis gesorgt. Bekanntestes Beispiel ist die regional sehr kontrovers diskutierte Fassadensanierung des Weltkulturerbes Naumburger Dom aus Fördergeldern für den Strukturwandel. Was Nachhaltigkeit ist und sein kann, ist für Mitteldeutschland und dessen industrielles Zentrum damit noch nicht entschieden. Entgegen der üblichen Definitionen, etwa durch die UN, muss ein gemeinsames Verständnis von Nachhaltigkeitszielen für die Region in den nächsten Jahren noch ausgehandelt werden.

Postfossile Demokratien und nachhaltige Zukünfte

Die hier kurz angerissene Geschichte Mitteldeutschlands ist ein Beispiel dafür, wie sich ursprünglich Kohlenstoffenergie und der moderne Staat gemeinsam entwickelt haben und gemeinsam aufstiegen. Nicht nur in Mitteldeutschland, sondern in ganz Europa lagen Industrieregionen immer in der Nähe der wenigen großen Lagerstätten für Kohlereserven. Dabei organisierten sich Arbeiterbewegungen zum Beispiel um die Rechte von Bergarbeitern, die eine tragende Rolle bei den Aushandlungen der Machtverhältnisse zwischen dem Staat und seinen Bürgern spielten. Besonders die Bergbaugesellschaften und mit ihnen verbundenen Arbeiterkulturen haben traditionell einen signifikanten politischen und gesellschaftlichen Einfluss. Daher bedeutet der Strukturwandel in Mitteldeutschland nicht zuletzt auch eine entscheidende Verschiebung von Macht- und Teilhabeverhältnissen. Diese Anzeichen können gedeutet werden als die Anfänge einer „postfossilen“ Demokratie – eine Form der demokratischen Beteiligung, die unter dem Eindruck

des Ausstiegs aus den fossilen Energieträgern entsteht. Dabei stellt sich auch die Frage, wie sich Beteiligungsprozesse gestalten im Zeitalter nach den fossilen Ressourcen. Auch Eigentumsverhältnisse verschieben sich, besonders durch die Entwertung alter Energiequellen und Ressourcen sowie die gleichzeitige Erschließung neuer Ressourcen, die neue Normen und Regulierungsmechanismen benötigen und damit auch neue Verrechtlichungsprozesse mit sich bringen. In der heutigen globalisierten Welt werden diese nicht nur lokal, sondern auch national und international ausgehandelt, wobei besonders Fragen nach Ressourcen- und Energiegerechtigkeit immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Lange Zeit wurden technologischer Fortschritt und industrielle Moderne als linearer Prozess verstanden, wobei Brüche, Spannungen und Irrwege keine Beachtung fanden. Erst mit dem globalen Klimawandel wird deutlich, dass Ressourcenausbeutung und (De-)Industrialisierungsprozesse ihre Spuren hinterlassen haben – nun stellt sich die Frage, was nach dem Fortschritt kommt. Können die Hinterlassenschaften des fossilen Zeitalters repariert werden? Wie kann ein Wandel gelingen, der inklusiv ist, also alle gesellschaftlichen Akteure „mitnimmt“? Wie sind nachhaltiges Leben und Wirtschaften möglich? Und nicht zuletzt: Welche Wertvorstellungen und Ziele

halten eine postfossile Gesellschaft zusammen?

Nicht nur Akteure aus Mitteldeutschland, sondern auch in vielen anderen Regionen der Welt sind Menschen gegenwärtig auf der Suche nach Antworten auf genau diese Fragen. In diesem Sinne reicht es auch in der Forschung nicht aus, sich auf quantitative Daten allein zu berufen. Ergänzend zu big data bedarf es auch so genannter thick data, also „dichter Daten“, die zum Beispiel durch qualitative sozialwissenschaftliche Forschung gewonnen werden. Nachhaltigkeit bedeutet hier auch die Ermöglichung und Unterstützung interdisziplinärer Projekte, die Methoden der quantitativen und qualitativen Forschung sowie der Geistes- und der Naturwissenschaften in einen Zusammenhang setzen können und für die anstehenden aktuellen und zukünftigen Aushandlungsprozesse für regionale Nachhaltigkeitsstrategien fruchtbar zu machen. Dabei geht es sowohl um die Entwicklung von sozialer und technologischer Innovation als auch darum, die Vielfalt von Erfahrungen, Narrativen und Beziehungen anzuerkennen, die tief in das soziale Geflecht heutiger Gesellschaften eingeschrieben sind. Nachhaltiger Strukturwandel beinhaltet Veränderungen in Politik, Ökonomie, Recht, Sozialem und Kulturellem und verlangt daher gesamtgesellschaftliche, kollektive Anstrengungen.

MAREIKE PAMPUS ist promovierte Ethnologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Strukturwandel und Nachhaltigkeit (HALIS) sowie an der Humangeographie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. In ihrer Post-doc-Forschung beschäftigt sie sich mit verschiedenen Konzepten von „Natur“ in Renaturierungsprozessen von Bergbaufolgelandschaften. Der analytische Schwerpunkt liegt dabei auf Kultur-/Natur-Debatten, Mensch-Umwelt-Beziehungen und Landschaftsethnographie.

JONATHAN EVERTS ist Professor für Humangeographie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und einer der Direktoren des HALIS. Er befasst sich mit Theorien sozialer Praktiken, u.a. in den Bereichen Konsumgeographie, Migrationsforschung und Mensch-Umwelt-Beziehungen. Everts interessiert sich insbesondere für die grundlegenden sozialen Veränderungen, die der Strukturwandel mit sich bringt, wie die Neu-Aushandlung von Wertvorstellungen sowie die Organisation von Lebensstilen und Praktiken.

Regional-

&

Zeitgeschichte

In dieser Ausgabe:

Weltoffenes Mitteldeutschland: (Post-)Koloniale Kontinuitäten in Sachsen sichtbar machen | Interview: Erziehungswissenschaftler erforscht DDR-Krippensystem | Digitale Landesgeschichte: eine mitteldeutsche Bestandsaufnahme

Kolonialvergangenheit und ihre Kontinuitäten sichtbar machen

Die Auseinandersetzung mit deutscher Kolonialvergangenheit und europäischem Kolonialismus hat stark an Fahrt aufgenommen – auch in Sachsen. Viele zivilgesellschaftliche Initiativen, Museen und Wissenschaftler:innen im Freistaat arbeiten die historischen kolonialen Verflechtungen Sachsens mit der außereuropäischen Welt und deren Fortwirken bis in die Gegenwart auf.

von Mathias Hack

Abenteurer, Kaufleute und Unternehmen, Missionsgesellschaften, Schriftsteller:innen, Wissenschaftler:innen und Herrscherhäuser aus Sachsen waren in vielfältiger Weise am europäischen Kolonialismus beteiligt. Sie profitierten und beteiligten sich an der Ausbeutung in europäischen Kolonien, propagierten und popularisierten rassistische Denkmuster und Weltbilder, eigneten sich Kunst- und Alltagsgegenstände anderer Kulturen an, gründeten koloniale Organisationen und besuchten Menschenausstellungen. Spuren der Kolonialzeit und Kontinuitäten dieses Weltbildes zeigen sich heute in den Sammlungen sächsischer Museen, an Gebäudefassaden und -verzierungen sächsischer Groß- und Kleinstädte oder im Umgang mit Migrant:innen und Geflüchteten.

Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser kolonialen Vergangenheit und ihren Kontinuitätslinien bis in die Gegenwart ist der Gegenstand postkolonialer oder dekolonialer Arbeit. In Sachsen setzten sich zivilgesellschaftliche Initiativen, Museen, Bibliotheken und Wissenschaftler:innen mit dem kolonialen Erbe auseinander. Sie haben sich 2022 als loses Netzwerk „Sachsen postkolonial“ zusammengefunden, um ihren Austausch zu intensivieren und die aktuelle Relevanz der Aufarbeitung zu unterstreichen. Im Mittelpunkt stehen dabei unterschiedliche Themenfelder: die Aufarbeitung der kolonialen Geschichte von einzelnen Institutionen; der Umgang mit musealen Sammlungen aus kolonialen Kontexten, aber ebenso Antirassismus-Arbeit und die Sichtbarkeit von BIPOC (Black, Indigenous und People of Color) in Vergangenheit und Gegenwart. In mehreren der genannten Punkte zeigen sich Kontinuitätslinien aus der Kolonialzeit bis ins sächsische Heute.

DIE RUBRIK „WELTOFFENES MITTELDEUTSCHLAND“

Die Region, die heute Mitteldeutschland bildet, ist von Meilensteinen der demokratischen Entwicklung (etwa der Weimarer Republik oder den ersten Montagsdemonstrationen) ebenso geprägt wie vom historischen Erbe von Kolonialismus, Diktaturen und von heutiger extremistischer Gewalt. Unser Magazin macht in jeder Ausgabe Projekte für Demokratie, Inklusion und Vielfalt mit ihrer wichtigen Arbeit sichtbar. So können wir gemeinsam - durch positive Beispiele für Erinnerungsarbeit, für interkulturelles Miteinander und mit gesellschaftlichen Debatten - ein klares Zeichen für ein welt-offenes Mitteldeutschland setzen.

„SACHSEN POSTKOLONIAL“

ist ein Zusammenschluss zahlreicher Institutionen und Organisationen, die an der Aufarbeitung von Sachsens kolonialem Erbe und seinen (post-)kolonialen Kontinuitäten arbeiten. Eine Übersicht zum Projekt findet sich auf der Homepage:



Schon 1731 sandte der sächsische Kurfürst August der Starke eine erste Expedition nach Nordafrika, um Kunst- und Alltagsgegenstände „sammeln“ und um wilde Tiere fangen zu lassen. Das „Sammeln“ (oftmals eine Aneignung mit gewaltsamen Methoden), Aufkaufen und Handeln mit ethnographischen Objekten betrieb im 18. und 19. Jahrhundert nicht nur das sächsische Kurfürsten- und Königshaus zu Prestigezwecken, sondern beispielsweise auch kleinere Fürstenhäuser wie das von Schönburg-Waldenburg. Auf ähnliche Weise aktiv waren Missionsgesellschaften wie die Herrnhuter Gemeinde oder das Leipziger Missionswerk und in den folgenden Jahrzehnten auch immer mehr Privatpersonen aus den vermögenden Schichten in den sächsischen Metropolen.

Erwerbungsstände oft bis heute ungeklärt

Um 1900 sollte das Aneignen von Gegenständen - seien es Waffen aus Ostafrika, Masken aus dem heutigen Papua-Neuguinea oder Porzellan aus China - einen Höhepunkt erreichen. Das Leipziger Völkerkundemuseum, Vorgänger des heutigen GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig, war unter der Leitung von Karl Weule zu diesem Zeitpunkt eine der aktivsten Sammlungsinstitutionen deutschlandweit. In den Beständen der großen und kleinen Museen, Missionswerke und privaten Sammlungen in Sachsen lagern als Ergebnis bis heute eine Vielzahl von Objekten, deren Herkunft, Erwerbungsstände und Restitution es zu prüfen gilt. Dazu zählen beispielsweise einige seit Jahrzehnten aus Nigeria zurückgeforderte Benin-Bronzen und menschliche Gebeine aus Nordamerika und Australien. Zur Aufarbeitung der Kolonialgeschichte gehört auch das Sichtbarmachen von Biographien der BIPOC aus außereuropäischen Regionen, die freiwillig oder unfreiwillig nach Sachsen kamen. Dazu zählen beispielsweise die jungen schwarzen Menschen, deren Besitz und Präsentation an sächsischen und thüringischen Höfen in der Frühen Neuzeit

als prestigeträchtig galt. Über ihre Erfahrungen und Lebensalltag wissen wir heute meist nur wenig. Dies gilt auch für die als Machbuba bekannt gewordene junge Frau aus dem heutigen Äthiopien, die Herrmann von Pückler-Muskau 1837 in Kairo als Sklavin kaufte und zu seiner Geliebten machte. Die Minderjährige verweigerte sich dem Fürsten, verstarb 1840 in Bad Muskau und wurde auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis in die 1930er-Jahre kamen schließlich zahlreiche Personen aus Asien, Afrika und Ozeanien für die zeitgenössischen populären Menschausstellungen („Völkerschau-

en“) nach Sachsen. In den Ausstellungen im Dresdner oder Leipziger Zoo, Chemnitzer Tiergarten oder in Plauen führten die Ausgestellten alltägliche Handlungen wie Waschen, Kochen oder handwerkliche Tätigkeiten vor, oder inszenierten Tänze und Kriegsszenen. Diese wahlweise als Unterhaltung, zeitgenössisches Bildungsprogramm oder Werbung für koloniale Projekte verstandenen Veranstaltungen präsentierten dem sächsischen Publikum diese Menschen als grundlegend andersartig, aufregend exotisch, unzivilisiert oder schlicht als „Wilde“. Die Zurschaustellungen propagierten damit ein koloniales und rassistisches Weltbild.

Diese Weltbilder sind nach wie vor Teil der gesellschaftlichen Realität in Sachsen. Sie zeigen sich in strukturellen Diskriminierungen, alltäglichen Anfeindungen und Gewalt gegenüber Menschen mit schwarzer Hautfarbe, Migrant:innen und Geflüchteten. Sie sind koloniale Kontinuitäten, ebenso wie die zahlreichen Kulturgüter anderer Gesellschaften und menschliche Gebeine in Museen und Sammlungen. Die Liste ließe sich



Sammlungsobjekt mit Kolonialvergangenheit (aus dem Museum Burg Mylau im sächsischen Vogtland): ein Ekor aus Namibia, das von Frauen als eine Art Kopfschmuck getragen wurde. Es gelangte 1904 zum Naturkundeverein Reichenbach, als Teil einer Schenkung des Hoteliers und Sammlers Ernst Bernhard Kandler (1865-1924), der sich zuvor länger in der damaligen deutschen Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ aufgehalten hatte.

fortführen: Zahlreiche öffentliche Einrichtungen, Universitäten, Zoologische Gärten und Unternehmen im Freistaat haben koloniale Vergangenheiten, die nur teilweise oder unzureichend aufgearbeitet sind. Eine erfreuliche Nachricht ist, dass an verschiedenen Orten in Sachsen bereits seit vielen Jahren Menschen Aufarbeitung betreiben: In Dresden, Chemnitz oder Leipzig kooperieren und diskutieren beispielsweise Museen, Wissenschaft und zivilgesellschaftliche Initiativen bereits miteinander.

Initiativen sachsenweit vernetzen

Um eine Kooperation der verschiedenen Forschungs- und Aufarbeitungsprozesse auf einer sachsenweiten Ebene zu ermöglichen, fand im Sommer 2022 ein Vernetzungsworkshop in Leipzig statt. Dabei präsentierten 22 Institutionen, Initiativen und Projektverantwortliche ihre aktuelle Arbeit sowie Herausforderungen und Visionen für eine nachhaltige Auseinandersetzung mit kolonialer Vergangenheit. Die Themenvielfalt reichte von den finanziellen, personellen und rechtlichen Hürden großer und kleiner Museen in der Dekolonisierung ihrer Ausstellungen über den Umgang mit kolonialem Bild- und Quellenmaterial in Archiven und Bibliotheken bis zum Dekonstruieren und Verlernen von Kolonialismus und Rassismus in der politischen Bildungsarbeit. Auch die kritische Begleitung all dieser Prozesse durch zivilgesellschaftliche Initiativen wurde diskutiert. Es zeigte sich: Als besondere Herausforderung erleben vor allem Einrichtungen im ländlichen Raum die organisierten Störaktionen von Rechtsextremen gegen eine kritische Aufarbeitung der Geschichte. Die Initiativen „Leipzig postkolonial“, „Dresden postkolonial“ sowie „Colonial Memory:ReTelling DOAA“ aus Leipzig kritisierten zudem den nicht ausreichenden Einbezug von BIPOC-Personen in die Aufarbeitung und beklagten eine zu starke Verwissenschaftlichung der gesamten Thematik.

Den Wunsch nach weiterer Vernetzung und Zusammenarbeit unterstrichen alle

Teilnehmer:innen. Über die jeweiligen musealen, wissenschaftlichen oder aktivistischen Blasen hinaus zusammenzukommen, scheint ein wichtiger Baustein für eine umfassende Beschäftigung mit diesem Thema von hoher gesellschaftlicher Bedeutung zu sein. Die Stärken eines kritischen wissenschaftlichen, musealen oder aktivistischen Zugangs können sich dabei erfolgreich ergänzen und gegenseitig befruchten. Die kürzlich zu Ende gegangene Ausstellung der Projektgruppe „Colonial Memory: ReTelling DOAA“ unterstreicht das in besonderer Weise: Die Gruppe setzte sich mit einer 1897 im Leipziger Clara-Zetkin-Park organisierten Kolonialausstellung auseinander und bereitete historisches Quellenmaterial kritisch auf. Dazu luden sie Künstler:innen zur Intervention ein und produzierten Lernmaterial für die weiterführende Bildungsarbeit. Die Schilderung der Eindrücke und Emotionen einer fiktiven afrikanischen Ausgestellten in einem Hörstück zeigte eine Möglichkeit auf, um historische Marginalisierung zu überwinden und – zumindest ansatzweise – Perspektiven zu wechseln.

Als ein erstes Ergebnis des Vernetzungsworkshops findet sich auf der Webseite von „Sachsen Postkolonial“ eine Übersicht all der Institutionen, die sich mit dem kolonialen Erbe Sachsens und seinen (post-)kolonialen Kontinuitäten beschäftigten. Diese sich stetig erweiternde Liste ist ein weiterer Wegpunkt in einem Aufarbeitungsprozess, auf dem noch viele Etappen zu meistern sind.

MATHIAS HACK ist Doktorand am Lehrstuhl für Geschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts der Universität Leipzig. Neben der Aufarbeitung kolonialen Vergangenheit Leipzigs und Sachsens arbeitet er zur Geschichte des Tourismus in Ostafrika.

„Der Wille, das DDR-Krippensystem zu verharmlosen, ist äußerst stark“

Ein Gespräch mit dem Erziehungswissenschaftler Florian von Rosenberg von der Universität Erfurt zu seinem Buch *Die beschädigte Kindheit*, die frühkindliche Betreuung in der DDR und deren heutige Verklärung.



MdM: Herr Professor von Rosenberg, Sie schreiben einleitend in Ihrem Buch, die negativen Auswirkungen des DDR-Krippensystems seien von der Forschung bisher zu wenig beleuchtet worden. Welche Gründe sehen Sie dafür?

VON ROSENBERG: Das liegt vor allem daran, dass sich die historische Forschung im Allgemeinen wenig für das DDR-Krippensystem interessiert hat. Als ich mit meiner Arbeit begonnen habe, dachte ich, dass es zu dem Thema eigentlich schon einiges geben müsste. Ich war überrascht, wie wenig Untersuchungen ich finden konnte; mit de-

nen, die ich fand, war ich vielfach unzufrieden. Die meisten, die das Thema bearbeitet haben, nutzten nur die damals veröffentlichten Quellen der DDR-Krippenforschung. Dabei wurde wenig beachtet, dass in der DDR über die Krippen öffentlich nicht alles gesagt werden konnte und durfte. Deshalb habe ich versucht, einen anderen Weg zu gehen und mit meinen Mitarbeitern die Akten des Ministeriums für Gesundheitswesen erforscht, das für das Krippensystem zuständig war. In den Akten findet man sehr viel offenere Diskussionen über die Probleme und negativen Auswirkungen der DDR-Krippen, die ein realistischeres Bild vermitteln als die publizierten Quellen.

Nehmen Sie auch eine Verharmlosung des DDR-Krippensystems in der heutigen Bevölkerung wahr?

Der Wille, das DDR-Krippensystem zu verharmlosen, ist äußerst stark. Viele Menschen haben die Probleme der DDR gesehen und wissen auch, dass vieles dort nicht richtig lief. Aber das Krippensystem wird von vielen immer wieder und immer noch als ausschließlich vorbildlich dargestellt. Die entsprechende DDR-Propaganda war hier erfolgreich. Den Krippenkindern ging es im Rückblick immer gut, aus ihnen ist etwas geworden, sie hatten keine Probleme – und wenn doch, hatten diese Probleme nichts mit der Krippenbetreuung zu tun. An diesem Bild lässt sich nur schwer rütteln.

Fehlt es hier vielen an zeitlicher Distanz?

Ich glaube, es gibt mehrere Gründe. Die zeitliche Distanz erscheint mir gar nicht so relevant, vielmehr ist es so, dass viele Leute in der DDR überhaupt keinen Einblick in die Krippen hatten. Die Eltern durften die Krippen nicht betreten. Und die Kinder, die die Krippen besuchten, besuchten diese in einer Zeit, an die sie nur äußerst bruchstückhafte Erinnerungen haben. An die ersten drei Lebensjahre erinnert man sich nicht und insofern fällt es leicht, die frühe Kindheit zu beschönigen. Dann gibt es natürlich die Erzieherinnen, die Einblick in die Krippe hatten. Obwohl sich viele Krippenerzieherinnen sehr kritisch zu den Einrichtungen geäußert haben, gibt es auch einen großen Teil, der die Krippen für unproblematisch hielt. Das Argument ist hier oft: „Wir haben die Kinder geliebt und für sie alles getan“ – und das stimmt. Der überwiegende Teil der Erzieherinnen hat sich aufopferungsvoll um die Kinder gekümmert. An keiner Stelle meines Buches wird das bestritten. Viele meinen, wenn man die DDR-Krippen kritisch untersucht, würde man die Arbeit der Erzieherinnen kritisch untersuchen oder gar abwerten. Das stimmt so nicht. Die Erzieherinnen konnten an vielen Stellen gegen die strukturellen Probleme des Krippensystems wenig ausrichten. Um ein Beispiel zu geben: Je mehr Kinder in einem Raum waren, desto höher war das Infektionsrisiko der Kinder und desto häufiger wurden die Kinder krank. Wurden die Kinder zu häufig krank, litt die körperliche Entwicklung. Beispielsweise drückte sich das darin aus, dass die Krippenkinder im Durchschnitt kleiner und leichter als die ausschließlich in der Familie betreuten Kinder waren. Konnten die Erzieher dies grundlegend verändern? Natürlich nicht, es war für sie normal: Kinder werden krank. Dass die Kinder in der Familie sehr viel weniger und weniger lange krank wurden, zeigten die Vergleichsforschungen der DDR. In der alltäglichen Arbeit mit den Kindern war dies unter Umständen nicht so sichtbar.

Sie thematisieren im Buch häufig die Ver-lusterfahrung der Kleinkinder. Ohne zu stark zu verallgemeinern: Wie hat sich diese typischerweise langfristig ausge-wirkt?

Die Frage müssen die Psychologen beantworten. Ich bin ein historisch arbeitender Erziehungswissenschaftler. Daher kann ich nur sagen, dass in der DDR keine Langzeituntersuchungen an Krippenkindern durchgeführt wurden. Es gab daran auch kein Interesse. Von den Verantwortlichen wollte niemand wissen, wie sich die Krippenerfahrungen längerfristig auswirkten. Entsprechende Forschungen wurden von vornherein nicht genehmigt. Aus historischer Perspektive habe ich untersucht, welches Wissen die DDR-Experten über die negativen Auswirkungen der Krippenbetreuung hatten und das war umfangreich. Die entsprechenden Fachleute, also die befassten Psychologen, Kinderärzte, Krippenforscher und die zuständigen Mitarbeiter des Ministeriums für Gesundheitswesen hatten einen sehr guten Überblick über die Verhältnisse in den Krippen. Sie konnten nur oft wenig daran ändern. Die Untersuchungen der DDR-Krippenforschung zeigen eindeutig, dass die physische und psychische Entwicklung der Kinder im Durchschnitt umso schlechter verlief, je länger die Kinder Zeit in der Krippe verbringen mussten. Das ist, was ich in dem Buch dokumentiere. Deshalb trägt das Buch den Titel „Beschädigte Kindheit“: weil es darum geht, aufzuzeigen, worüber in der DDR meist geschwiegen wurde, nämlich wie die frühe Kindheit durch die Krippenerfahrung negativ beeinflusst werden konnte. Um auf die Frage zurückzukommen: In der Wissenschaft ist es Allgemeingut, dass die frühe Kindheit prägend und für die späteren Lebensphasen auch relevant ist. Wie sich nun die Erfahrungen in den DDR-Krippen im späteren Leben genau ausgewirkt haben, kann ich anhand der ausgewerteten Quellen nicht dokumentieren. Das ist auch – anders als viele beim Lesen des Titels denken – nicht Thema des Buches.

Der Krippenausbau, so schreiben Sie, war „ein Prestigeprojekt“ für die DDR-Führung. Waren damit denn auch die zugehörigen finanziellen Investitionen und personelle Ausstattung verbunden?

So wurde es zumindest in der Öffentlichkeit verkauft. In den Zeitungen stand oft, wie großzügig der Staat sei, weil er Krippen für die Familien einrichtete und wie viel Geld er für die Kinder aufzuwenden bereit war. Die Akten des Ministeriums für Gesundheitswesen zeigen aber eindeutig, dass die Krippen über die Zeit hinweg immer unterfinanziert waren. Dass es immer wieder Probleme mit den Räumen und vor allem auch mit der Gewinnung, Ausbildung und Vergütung des Personals gab. Die Fluktuation des Krippenpersonals war äußerst hoch. Und wiederholt beschwerten sich die Krippenerzieherinnen, dass sie gegenüber den Kindergärtnerinnen weniger verdienten, obwohl die Arbeit nicht weniger belastend oder anspruchsvoll war. Ein Prestigeobjekt waren die Krippen für die DDR vor allem, weil sie den Müttern den frühen Wiedereinstieg in die Arbeit ermöglichten. Man konnte sich so durch die vermeintliche Gleichstellung der Frau von der Bundesrepublik und dem Westen ideologisch abgrenzen. Die Krippen wurden in erster Linie nicht für die Kinder, sondern für die Arbeit der Eltern und die ökonomischen Interessen des Staates eingerichtet. Intern wusste man, dass die Krippen für die Entwicklung der Kinder nicht förderlich waren und dass die Kinder in den Familien nicht immer, aber meistens besser aufgehoben waren. Öffentlich konnte man das so nicht sagen und insofern konnte man die Krippen nur durch Lügen als Wohltat für die Kinder verkaufen.

Konnten Sie bei Ihren Recherchen eine Veränderung oder Verbesserung des Krippensystems im Laufe der Jahrzehnte des DDR-Bestehens feststellen?

Natürlich haben sich die Krippen zwischen 1949 und 1989 grundlegend gewandelt. Eine wichtige Veränderung ist beispielsweise, dass die Krippen in den 1950er und teilweise auch noch in den 1960ern als medizinische Pflegestationen verstanden wurden. Mitte der 1960er Jahre wandelte sich das dann: Die Krippen wurden zur ersten Stufe des einheitlichen sozialistischen Bildungssys-

MEHR ERFAHREN



Florian von Rosenberg:
Die beschädigte Kindheit.
Das Krippensystem der
DDR und seine Folgen
C.H. Beck 2022
288 Seiten

tems erklärt. Aus medizinischen sollten pädagogische Einrichtungen werden. Dadurch lassen sich schon Verbesserungen feststellen, auch wenn diese Bemühungen immer wieder durch den massiven Ausbau konterkariert wurden, und auch wenn Pädagogik nicht alle Probleme lösen konnte. Beispielsweise entwickelt sich die Sprache des Kleinkindes schlechter, wenn es größtenteils in der Gruppe angesprochen wurde. Genauso wie sich die Sprache des Kleinkindes besser entwickeln konnte, wenn es ausgiebige Möglichkeiten für das Kind gab, eins zu eins mit einem Erwachsenen zu sprechen. Bei Krippenbetreuungszeiten von acht bis zehn Stunden täglich verwundert es nicht, dass die sprachliche Entwicklung der Kinder, die ausschließlich in der Familie betreut wurden, im Durchschnitt besser war, als die sprachliche Entwicklung der Krippenkinder. Die DDR-Krippenforscher kannten diese Fakten und diskutierten sie als Probleme der geteilten Aufmerksamkeit.

Wie haben Sie die Reaktionen von DDR-sozialisierten Personen und ehemaligen „Krippenkindern“ auf das Buch erlebt?

Das Buch polarisiert stark. Es gibt eine Reihe von Leuten, die nur den Titel wahrnehmen und dann schon wissen, was in dem Buch zu lesen sei. Sie denken, jetzt kommt wieder ein Wissenschaftler aus dem Westen und will ihnen erklären, wie es in der DDR war. Dass es in dem Buch darum geht, zu dokumentieren, was die Experten innerhalb der DDR über die negativen Auswirkungen der Krippenkinder wussten, bleibt bei diesen Kritikern, die immer wieder empört schreiben, außen vor. Es gibt aber auch sehr viele positive Reaktionen. Viele sind froh, mehr über das Leben in den DDR-Krippen, der vielfach ein Teil der eigenen Kindheit war, erfahren zu können. Ich habe sehr bewegende Zuschriften bekommen, vor allem von Menschen, die früher in Wochenkrippen und Säuglingsdauerheimen untergebracht waren. Diese Menschen ahnen oder wissen oft, wie wichtig diese Zeit für ihr späteres

Leben war und wollen mehr darüber erfahren. Gleichzeitig können sie sich nur bruchstückhaft erinnern und ihre Eltern wissen in der Regel auch nicht mehr, weil sie die Kinder nur im Übergaberaum übergeben und abholen konnten.

Auch heute ist bei berufstätigen Eltern eine Tagesbetreuung auch für Kinder unter drei Jahren durchaus üblich, sei es durch Tagesmütter oder über einen Krippenplatz. Sehen Sie diese frühe Fremdbetreuung als weniger problematisch an?

Ich halte es vor allem für problematisch, wie geschichtsvergessen die gegenwärtigen Diskussionen über die Betreuung von Kindern unter drei Jahren verlaufen. Wir haben durch die Auseinandersetzung und Forschung in der DDR einen reichen Fundus an Wissen, was die Betreuung von Kindern unter drei Jahren angeht, der nicht zur Kenntnis genommen wird. Gegenwärtig tut man so, als hätte es die DDR-Krippen und die DDR-Krippenforschung überhaupt nicht gegeben und als könnte man aus ihnen und ihren Problemen überhaupt nichts mehr lernen. In der Diskussion kommt man so nicht weiter, sondern wird zurückgeworfen. Das DDR-Krippensystem hatte strukturelle Probleme bei der Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern, die auch heute noch gegenwärtig sind. Eine Auseinandersetzung hiermit könnte nutzen.

Haben Sie vielen Dank für das Gespräch, Herr Professor von Rosenberg.

Die Fragen stellte Frank Kaltoven.

FLORIAN VON ROSENBERG ist seit 2013 Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaften an der Universität Erfurt. Zuvor Promotion (2010) und Habilitation (2013) im Bereich Erziehungswissenschaft an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg.

Regional trifft digital: Landesgeschichte in Mitteldeutschland heute

Die Erforschung der Geschichte von Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen erfolgt mehr und mehr auch digital. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Gedächtnisinstitutionen der Region.

von *Martin Munke*

Der digitale Wandel macht auch vor der wissenschaftlichen Forschung nicht Halt – mit deutlichen Auswirkungen gerade auf Bereiche wie die Regional- und Landesgeschichte, die per se in interdisziplinäre Kontexte zwischen Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften eingebunden sind. Zwar sind die Prozesse der Digitalisierung stark mit denen der Globalisierung verbunden. Zugleich können aber – teils als Gegenreaktion, teils als inhärente Entwicklungen – verstärkte Hinwendungen zu lokalen und regionalen Bezügen festgestellt werden, unter anderem in Form einer stärkeren Beschäftigung mit dem lokalen Lebensumfeld und mit regionalhistorischen Themen.

Solche Prozesse reichen schon länger zurück, sie werden aber durch die Digitalisierung intensiviert und beschleunigt. Dies gilt besonders für die „nicht-professionelle“ Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, für das breite Feld der sogenannten Heimatforschung, aber auch der Citizen Science oder Bürgerwissenschaft als einem neueren Konzept. Adressiert ist damit eine vielfältige Akteurslandschaft aus der professionellen Forschung an Universitäten, Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, den ehrenamtlich und privat Forschenden sowie verschiedenen Akteuren mit Scharnier- und

Transferfunktion: die Kultur- und Gedächtniseinrichtungen – also Archive, Bibliotheken, Museen – und die landeshistorischen Vereine, in denen „Profis“ und „Laien“ zusammenkommen, und schließlich die historischen Kommissionen als Vermittler regionalhistorischer Themen in die Öffentlichkeit.

Digitalisierung und Digitalität

Der Begriff Digitalisierung kann dabei sehr unterschiedlich verstanden werden. Allgemein bezeichnet er die Transformation weiter Teile des privaten und beruflichen Lebens hin zu einer Vernetzung auf Basis digitaler Techniken, Technologien und Infrastrukturen. Für den Forschungsprozess bedeutet das beispielsweise, dass Forschungsergebnisse zwar immer noch in Form von Aufsätzen und Büchern veröffentlicht werden (die freilich auch immer öfter parallel digital vorliegen), aber eben auch als Blogbeiträge, YouTube- und TikTok-Videos oder als Podcasts. Ganz praktisch beschreibt Digitalisierung zudem die Übertragung ursprünglich analog bzw. physisch vorliegender Objekte und Informationen in digitale Repräsentationen und in Daten: also das Scannen eines Dokumentes, die automatisierte Prozessierung von gedruckten Texten (OCR) und zunehmend auch von Handschriften (HWR) via optischer Zeichenerkennung sowie die Speicherung und

Anreicherungen der dabei entstehenden Daten in maschinenlesbaren und -auswertbaren Formaten. Das alles sind nicht nur technische Prozesse, sie haben auch soziale und kulturelle Implikationen. Der Schweizer Kultur- und Medienwissenschaftler Felix Stalder hat dafür den Begriff der „Digitalität“ geprägt, verstanden als soziale und kulturelle Praktiken im Zusammenhang mit der Digitalisierung, zur Herstellung von „Verbindungen zwischen Menschen und zu Objekten“.

Informations-, Kommunikations- und Forschungsräume

Die Vielfalt der digitalen Angebote auf dem Gebiet der regionalen Geschichte ist auch in Mitteldeutschland in den vergangenen Jahren beständig gewachsen. Sie umfasst die Erstellung von Online-Katalogen und Verzeichnissen sowie die Retrodigitalisierung von Archiv- und Bibliotheksbeständen. Weiterhin reicht sie von der Präsentation und Nutzbarmachung dieser retrodigitalisierten Daten und von ‚born digitals‘ bis hin zu digital getriebener Forschung im Sinne der Digital Humanities und der digitalen Vermittlung der Forschungsergebnisse. Der Digitalität wohnen also verschiedene Funktionen inne, die konzeptionell als Informations-, Kommunikations- und Forschungsräume gefasst werden können, aber nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden sind.

Dazu einige Beispiele: Die Informationsrecherche findet heute nicht nur in den großen Suchmaschinen, sondern vor allem in Spezialdatenbanken statt. Auf eine lange „analoge“ Tradition blicken hierbei die einschlägigen Landesbibliografien zurück, die an den drei Landesbibliotheken – der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) in Dresden, der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) in Halle und der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek (ThULB) – als Literaturverzeichnisse zu Geschichte und Gegenwart erarbeitet werden, jeweils online verfügbar sind und vermehrt digitale

Ressourcen wie etwa die parallelen Onlineausgaben der einschlägigen Zeitschriften und Schriftenreihen verzeichnen: die Sächsische Bibliografie und die Regionalbibliographie Sachsen-Anhalt in nicht mehr ganz aktuellen eigenen Rechercheoberflächen, die Thüringen-Bibliographie integriert in das moderne Recherchesystem der ThULB. Alle drei Bibliotheken sind zudem stark auf dem Feld der Retrodigitalisierung engagiert, wobei SLUB und ThULB jeweils spartenübergreifende Programme koordinieren und die Ergebnisse neben den eigenen digitalen Sammlungen in zentralen Portalen präsentieren: *sachsen.digital* und *kulthura*. Daneben gibt es Angebote wie das Regionalportal Saxorum oder das Virtuelle Kartenforum, die weitere Rechercheeinstiege ermöglichen. In Sachsen-Anhalt fehlen solche Angebote noch. Vergleichsweise geringer ausgeprägt sind auch die zentralen Datenbanken im Museumsbereich.

Eine ähnliche Rolle wie den Landesbibliotheken kommt den äquivalenten Einrichtungen im Archivbereich zu: dem Staatsarchiv in Sachsen und den Landesarchiven in Sachsen-Anhalt und Thüringen, jeweils mit über die Länder verteilten Abteilungen und Standorten. Sie alle verfügen über Onlineportale zur Recherche in den Erschließungsinformationen, wobei der Anteil der direkt mit Digitalisaten versehenen Bestände ständig anwächst. Besonders in Thüringen ist hier ein hohes Maß an Kooperation zwischen den verschiedenen Sparten realisiert, indem etwa die ThULB das „Digitale Archiv“ des Landesarchivs technisch betreut.

Festzuhalten bleibt jedoch, dass der Vielfalt der Institutionen unterhalb der Landesebene die Vielfalt der Herausforderungen unter den Bedingungen der Digitalität entspricht und gerade kleinere Einrichtungen noch viel stärkere Unterstützung benötigen würden. Größere kommunale Archive wie beispielsweise in Sachsen das Stadtarchiv in Dresden oder das Stadtarchiv im Archivverbund Bautzen, in Sachsen-Anhalt dasjenige in Magdeburg setzen dagegen



mit Erfolg eigene Digitalisierungsvorhaben unterschiedlichen Zuschnitts auf.

Herausforderungen und Perspektiven

Auch wenn die drei Bundesländer eine „eng verflochtene Geschichtslandschaft“ bilden, wie es Steffen Raßloff in der zweiten Ausgabe des Mitteldeutschen Magazins dargelegt hat, sind die entsprechenden digitalen Angebote mit ganz wenigen Ausnahmen innerhalb der Ländergrenzen organisiert. Eine dieser Ausnahmen bildet das „Reformationsportal Mitteldeutschland“, das die Ergebnisse verschiedener Projekte zur Reformationsgeschichte der Region präsentiert. Neben Einrichtungen aus Sachsen-Anhalt und Thüringen ist auch das Landesarchiv Hessen beteiligt, Institutionen aus Sachsen fehlen dagegen. Es mag im ersten Moment erstaunen, dass im po-

tentiell „grenzenlosen“ Raum des Internets solche (Selbst-)Beschränkungen übernommen werden. Erklären lässt sich das unter anderem durch die Logiken der Finanzierung entsprechender Vorhaben (Stichwort: Kulturhoheit der Länder), aber auch damit, dass sie zumindest implizit auch durch politisch determinierte Identitätskonstruktionen geprägt werden.

Zugleich ist die Forschungslandschaft auf dem Gebiet der Regional- und Landesgeschichte unterschiedlich intensiv ausgebildet. Sachsen profitiert hier von der starken Rolle des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV), das zudem personell an die landeshistorischen Professuren in Leipzig und Dresden angebunden ist. Die digitalen Angebote wie die Sächsische Biografie, das Historische Ortsverzeichnis oder das gemeinsam

mit dem Staatsarchiv realisierte Portal zu den sächsischen Gerichtsbüchern sind im deutschlandweiten Vergleich vorbildhaft. Mit dem „KompetenzwerkD. Sächsisches Forschungszentrum und Kompetenznetzwerk für Digitale Geisteswissenschaften und Kulturelles Erbe“ existiert seit 2020 zudem an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (SAW) eine zentrale Koordinierungsstelle für digitale Aktivitäten der außeruniversitären geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitute. Im regionalhistorischen Bereich sind hier neben ISGV und SAW vor allem das Sorbische Institut/Serb-ski institut und das Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung zu nennen. In die multi- und bilateralen Forschungsprojekte dieser Einrichtungen ist auch die SLUB vielfältig eingebunden.

Für Sachsen-Anhalt ist zu hoffen, dass das am Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie neu gegründete Institut für Landesgeschichte perspektivisch eine dem ISGV vergleichbare Rolle wird einnehmen können. Die Historische Kommission des Landes leistet mit ihrer AG Digitale Landesgeschichte bereits wertvolle Vorarbeiten. Wachsende Bedeutung dürften künftig der weiteren Verzahnung der professionellen mit der nicht-professionellen Forschung zukommen. Pionierarbeit leistet hier das Historische Datenzentrum an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, im Bibliotheksbereich hat die SLUB bereits einige Vorhaben in diesem Bereich realisiert und unter dem Begriff „Open Citizen Science“ auch konzeptionell grundiert. Sie sind beide auch, zusammen mit dem ISGV, der ThULB, dem Institut für Informatik und dem Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena sowie der Forschungsbibliothek und dem Forschungszentrum Gotha der Universität Erfurt auch Teil des Konsortiums NFDI4Memory, das die Datenhaltung, -standardisierung und -(nach)nutzung auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft in Deutschland koordinieren und unterstützen soll. Dem Historischen Datenzentrum kommt

hier als einem Mittragsteller sogar eine zentrale Rolle zu. Überhaupt stellt die zentrale Verfügbarmachung digitaler Angebote eine der größten Herausforderungen dar. Neben den Länderportalen müssen hierbei die übergreifenden Rechercheangebote wie die Deutsche Digitale Bibliothek (DDB), das Archivportal-D oder das Zeitungportal der DDB bedient werden, um zentrale Sucheinstiege zu etablieren. Gegenteilige Effekte bewirken hier leider häufig die Digitalisierung über Sonderprogramme wie „Neustart Kultur“ der Staatsministerin für Kultur und Medien, wo solche Fragen in den Förderbedingungen keine Rolle spielen, sondern oft „nur“ eine Präsentation über die eigenen Seiten der jeweiligen Einrichtungen erfolgt. Die Stärken der Digitalität liegen demgegenüber gerade in der Vernetzung. Hier gilt es auch in Mitteldeutschland in der Zukunft verstärkt anzusetzen, um Forschungsthemen vergleichend bearbeiten und kontextualisieren zu können.

ZUM WEITERLESEN:

Martin Munke (Hg.): Landes- und Regionalgeschichte digital. Angebote - Bedarfe - Perspektiven. Dresden/München 2022, <https://doi.org/10.25366/2021.25>

Judith Matzke/Martin Munke/Andreas Rutz: Digitale Landeskunde in Sachsen. Ressourcen, Infrastrukturen, Projekte. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 157 (2021) [erschienen 2022], S. 419-454, <https://doi.org/10.25366/2022.65>

MARTIN MUNKE (Jg. 1984) ist Historiker (M.A.) und leitet das Referat Saxonica und Kartensammlung an der Sächsischen Landesbibliothek - Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB). Er ist außerdem Lehrbeauftragter an der Professur für sächsische Landesgeschichte der Technischen Universität Dresden und Vorstandsmitglied im Verein für Sächsische Landesgeschichte.

KURZNOTIERT

> INTERNATIONALE TAGUNG ZU 600 JAHREN SACHSEN(-MEIßEN)

Im Jahr 1423 erhielt die moderne sächsische Identität eine Initialzündung: Mit der Übertragung der Kurwürde an Markgraf Friedrich IV. von Meißen begann vor 600 Jahren der Name „Sachsen“ auf wettinische Herrschaftsgebiete und deren Bevölkerung überzugehen. Anlässlich dieses Jubiläums geht die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (SAW) mit einer viertägigen wissenschaftlichen Tagung dem Phänomen sächsischer Identitätsbildung auf den Grund. In Kooperation mit dem Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. wird vom 25. bis 28. Oktober 2023 in Meißen unter anderem die jeweilige zeitgenössische Relevanz sowie Legitimations- und Repräsentationsformen „sächsisch“ geprägter Fürstentümer, König- und Kaiserreiche im Früh- und Hochmittelalter erörtert und deren Nachwirkungen nachgeforscht. Thematisiert wird dabei unter anderem das königliche Sachsen auf der britischen Insel sowie die Rolle der Kurfürsten von Sachsen(-Meißen) im Heiligen Römischen Reich. Anmeldungen für die Teilnahme an der internationalen Tagung „1423-2023: 600 Jahre Sachsen(-Meißen)“ sind noch bis zum 2. Oktober möglich.

> NEUE ONLINE-APP ERGÄNZT GEDENKSTÄTTENARBEIT

Die Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau Dora und die Gedenkstätte und das Museum Sachsenhausen haben gemeinsam eine Online-Anwendung zur Vorbereitung von Gedenkstättenbesuchen vorgestellt: Die Web-App „Dingen auf der Spur“ bietet dabei eine erste Annäherung an die KZ-Geschichte anhand historischer Objekte. Mit dem Onlineangebot können Objekte aus den Sammlungen spielerisch-forschend und medial ansprechend erkundet werden. Viele der vorgestellten Objekte werden als 3D-Ansichten bereitgestellt. Die verschiedenen

Geschichten der Objekte und die mit ihnen verknüpften Themen und Biografien ermöglichen somit eine neue Form der Annäherungen an die historischen Orte der Konzentrationslager Buchenwald und Sachsenhausen. Die App passt sich dabei den Interessen der User an und regt zu eigenen Fragen zu den materiellen Überresten der Lager an. Gedacht ist „Dingen auf der Spur“ vor allem als Einstieg in die Geschichte der Konzentrationslager für Schülerinnen und Schüler, die sich mit der Web-App niedrigschwellig auf einen Besuch in den Gedenkstätten vorbereiten können.

> ZUR ZUKUNFT JÜDISCHER MUSEEN

Das Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow e.V. in Leipzig veranstaltet im Mai und Juni ein neues Kolloquium, mit dem die Debatte um die Gründung eines Jüdischen Museums in Sachsen aufgegriffen wird. An insgesamt fünf Terminen kann (in Präsenz oder digital) mit nationalen und internationalen Expertinnen und Experten erörtert werden, wie jüdische Geschichte in Museen ausgestellt wurde, wird und werden kann. Welche Akteure haben in der Vergangenheit die Gründung jüdischer Museen unterstützt? Und welche Objekte wurden und werden in solchen Einrichtungen als jüdisch begriffen und vermittelt? Den Abschluss der Reihe bildet am 29. Juni eine Veranstaltung im Rahmen der Jüdischen Woche Leipzig: eine Podiumsdiskussion mit dem Thema „Ein Jüdisches Museum für Sachsen? Aufgaben – Inhalte – Objekte“ im Vortragssaal des Grassi-Museums für Völkerkunde Leipzig. Alle Termine und Details sind auf dubnow.de zu finden. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

Kultur & Kritik

In dieser Ausgabe:

1923/2023: Ein Jahrhundert nach der Bauhaus-Ausstellung | Kultur im Wandel: Welche Wege führen zu mehr Nachhaltigkeit? | Archivale der Ausgabe: eine Vase als Prüfstein der NS-Aufarbeitung

„Das Bauhaus ist für mich gelebte Fehlerkultur“

Vor 100 Jahren begann in Weimar die erste große Bauhaus-Ausstellung. Unter der Ägide von Walter Gropius präsentierten sich die Meister, Schüler und Werkstätten erstmals der breiten Öffentlichkeit. Ein Rückblick auf 1923 und das Bauhaus-Erbe mit Dr. Ute Ackermann von der Klassik Stiftung Weimar.

MdM: Frau Dr. Ackermann, wie kam es damals zu der Bauhaus-Ausstellung, ausgerechnet im großen Krisenjahr 1923?

ACKERMANN: Das Zustandekommen der Ausstellung erklärt sich eigentlich genau aus dieser Krisensituation, denn das Bauhaus war als staatlich geförderte Einrichtung extrem abhängig von Geldern des Landes Thüringen. Aufgrund der politischen Verschiebung innerhalb der Landesregierung musste man, um die Finanzierung weiter zu sichern, auch öffentlich sichtbarer werden. Im Landtag waren es vor allem die Konservativen, die das Bauhaus immer sehr kritisch hinterfragten. Walter Gropius musste für seine Budgets jedes Mal vor den Abgeordneten auftreten und erklären, wofür die Gelder überhaupt benötigt werden. Die Sozialdemokraten hingegen haben ihn immer unterstützt. Die linken Parteien des Landtags waren „pro-Bauhaus“, was manchen heute dazu verleitet, das Bauhaus als ein „linkes“ Projekt zu betrachten – das war es aber nicht.

Sondern?

Die Programmatik des Bauhauses kommt aus der Ideologie der Nachkriegszeit. 1919 gab es allerhand großer utopischer Träume, die häufig mit der Idee einer sozialistischen Gesellschaft einhergingen, die über gemeinschaftliches Eigentum verfügt und gemeinsam über ihre Ressourcen entscheidet. Da ging es schon auch um so etwas wie Enteignungen, aber ein Hardliner war Gropius auf jeden Fall nicht – er stammte ja selbst aus dem Großbürgertum. Es gab durchaus auch andere Vertreter dieser Bewegung, wie Bruno Taut, der wirklich extreme Positionen einnahm, im Geiste der Novemberrevolution. Aber Gropius wurde schnell klar, dass solche Positionierungen zu heikel werden könnten. Darum gab es zur Jahreswende 1919/1920 auch das generel-

le Politikverbot am Bauhaus: Wer sich irgendwie politisch betätigte, zum Beispiel beim Plakatemachen für politische Ziele, flog raus oder wurde zumindest gesperrt für ein oder zwei Semester.

Bauhaus-intern war die Ausstellung von 1923 nicht unumstritten, wurde sie doch mangels vorzeigbarer Ergebnisse als zu früh empfunden. Wie ist dieser Einwand rückblickend zu bewerten?

Natürlich war das eine richtige Einschätzung. Eigentlich war den Bauhaus-Akteuren daran gelegen, nicht mit etwas nach außen zu treten, was dann öffentlich als „Endergebnis“ eines noch gar nicht abgeschlossenen Prozesses wahrgenommen wird. Aber wenn man mit Künstlern – egal zu welcher Zeit – zu tun hat, werden diese immer sagen „Ich bin noch nicht so weit“ oder „Das ist noch nicht fertig“. Und andererseits, wenn man eine Schule ist – und das war das Bauhaus eben – wird man irgendwann an diesen Punkt kommen: Schüler, Studierende, die sich in ihrer Ausbildung befinden und damit an ein Ende gekommen sind, präsentieren Abschlussarbeiten – aber das ist eben nicht die Präsentation einer „lebendigen“ Schule! Insofern war die Motivation dieser Ausstellung nicht ganz eindeutig bestimmt: Zeigt man „Endergebnisse“ oder stellt man das Bauhaus und was dort gemacht wird dem breiten Publikum vor?

Die Bauhaus-Woche zu Beginn des Ausstellungszeitraums eröffnete Walter Gropius mit einem Vortrag über „Kunst und Technik“ als eine „neue Einheit“. Worauf zielte dieser Slogan ab?

Diese Formulierung zielte in erster Linie auf eine interne Wende im Bauhaus ab. Das Bauhaus war 1919 mit der Forderung angetreten, dass Künstler zum Handwerk zurückkehren müssten. Kunst und Handwerk, so wurde gesagt, haben die gleichen Grundlagen. Und wenn Kunst an der Gestaltung einer „neuen Gesellschaft“

„Das Bauhaus war 1919
mit der Forderung
angetreten, dass Künstler
zum Handwerk zurück-
kehren müssten.“

mitwirken möchte – und keinen geringeren Anspruch hatte das Bauhaus – dann muss die Kunst mittun können. Aber das kann sie nicht, wenn sie „l’art pour l’art“, also sinngemäß „die Kunst um der Kunst willen“ ist – sie muss aktiv sein, muss gestalterisch in den Alltag eingreifen. Gropius hatte erkannt, dass die Absolventinnen und Absolventen von Kunsthochschulen auf dem Arbeitsmarkt kaum Chancen haben.

Und mit einer Handwerksausbildung konnte das Bauhaus diese Situation verbessern?

Genau. Gropius sagte: Kunst ist nicht lehrbar, hat aber die gleichen Grundlagen wie das Handwerk. Wer also über diesen Götterfunken und das Talent verfügt, wird sich nach dem Studium als Künstler durch-



Musterhaus und UNESCO-Welterbestätte: Das Haus Am Horn bildet ein heute sichtbares Zeugnis der Bauhaus-Ausstellung des Jahres 1923.

setzen – alle anderen haben aber zumindest eine solide Ausbildung erhalten und können trotzdem wichtige Beiträge für die Gesellschaft leisten. Das hob stark auf diese Rückbesinnung auf das Handwerk ab. Dieses Credo „Alle zusammen, alles mit der Hand“ hat auch intern im Bauhaus zu großen Konflikten geführt. Es gab unter dem Bauhaus-Meister Johannes Itten eine große Fraktion, die sagte, die handwerkliche Ausbildung habe nur der Persönlichkeitsentwicklung zu dienen: Man begreift ein Material und den Umgang damit, und wenn man es bearbeitet, dann bearbeitet man eigentlich auch seine Persönlichkeit, Talente und Neigungen. Itten hat die Idee von Lohnarbeit im Bauhaus komplett abgelehnt und daraus entstand ein interner Konflikt. Dabei hat sich Gropius als Leiter durchgesetzt. Mit dem von Ihnen zitierten

Slogan hat der Bauhaus-Direktor auch klargemacht: Schluss mit dem Arbeiten im Stillen und mit dem klösterlichen Dasein des Bauhauses – man öffnet sich jetzt nach außen, auch in den Werkstätten. Auch um Geld zu verdienen und sich gegenüber neuen Techniken sowie Maschinen zu öffnen und sie in der Arbeit und Ausbildung mitzudenken.

Stichwort „sich öffnen“: Wie fiel denn die öffentliche und mediale Resonanz auf die Bauhaus-Ausstellung aus? Gab es große Unterschiede zwischen der regionalen und überregionalen Rezeption?

Es gab, dank Gropius' Gabe, sich zu vernetzen und für sein Bauhaus Werbung zu machen, einige internationale Besprechungen und durchaus überregionale Resonanz. Die meisten Reaktionen aber ka-

MEHR ERFAHREN

Zum Geburtstag der UNESCO-Welterbestätte Haus Am Horn widmet die **Klassik Stiftung Weimar** ihr Themenjahr 2023 dem Thema Wohnen. Ausgehend von der Frage „Wie werden wir wohnen?“, die das Staatliche Bauhaus ins Zentrum seines Wirkens stellte, richtet sich der Blick auf das einzigartige Ensemble historischer Wohnhäuser in Weimar.

Geplant sind unter anderem künstlerische Interventionen, die Ausstellung „Wege nach Utopia. Wohnen zwischen Sehnsucht und Krise“ im Bauhaus-Museum Weimar sowie diskursive und interaktive Formate wie ein Wohnlabor vor dem Stadtschloss.

Informationen zu Veranstaltungen und Terminen auf klassik-stiftung.de/wohnen

men aus der Regionalpresse – und damit auch die meisten kritischen Stimmen. Aber auch nicht alles, was aus Berlin, Frankfurt oder Köln kam, war positiv. Ebenso gab es dann in den regionalen Zeitungen auch hin und wieder mal eine gute Kritik.

Spannend dabei ist: Im Vorfeld wurde das Haus Am Horn als das wichtigste Objekt der Bauhaus-Ausstellung angekündigt. Aber in der rein quantitativen Betrachtung der Resonanz steht dieses real gewordene Musterhaus an letzter Stelle. Das wichtigste Ereignis für die Presse war die eröffnende Bauhaus-Woche, mit all den Veranstaltungen und eingeladenen Künstlern. Das war die große Sensation. Danach folgten dann die verschiedenen Ausstellungsorte, zum Beispiel die Ausstellung der Meister des Bauhauses, die medial stark wahrgenommen wurde. Erst dann folgte das Haus Am Horn – was wohl auch daran lag, dass das Gebäude ein bisschen am Rand der Stadt liegt. Aber ei-

gentlich war das Wichtige am Bauhaus ja das Gemeinschaftswerk, also etwas, das man mit einer Ausstellung allein gar nicht adäquat darstellen kann. Darum war das Haus Am Horn so wichtig – als gemeinsames Projekt aller Werkstätten!

Eigentlich sollte ja eine ganze Bauhaus-Siedlung auf dem Gelände Am Horn in Weimar entstehen. Wieso blieben die Pläne unvollendet?

Eine Bauhaus-Siedlung war schon seit 1919 im Gespräch. Es gab dazu über die Jahre verschiedene Ideen, unter anderem expressionistische Entwürfe ganz am Anfang der 20er Jahre. Es setzte auch 1919 bereits die Suche nach einem geeigneten Bauplatz ein. Schließlich wurde dann ein recht großes Gelände Am Horn von der Stadt gepachtet und zunächst nur als Gartengelände für die Selbstversorgung der Bauhaus-Kantine genutzt. Im Vorfeld der Bauhaus-Ausstellung entschied man,



das Haus zu bauen. Es war eine Frage von Ressourcen, sprich: Stehen ausreichend finanzielle Mittel zur Verfügung, um eine Siedlung zu bauen? Es wurde eine Siedlungsgenossenschaft gegründet, in die man einzahlen konnte. Mit dieser Geschäftsform wurde also versucht, Gelder zu akquirieren, aber das hat nicht funktioniert. Es ist also in erster Linie an finanziellen Fragen gescheitert. Was am Ende von der Idee einer ganzen Siedlung übrigblieb, ist dieses Einfamilienhaus für die bürgerliche Kleinfamilie, also Eltern und zwei oder drei Kinder, ohne Personal für den Haushalt.

Was ist heute nach 100 Jahren über die Stadt Weimar hinaus das Erbe der Bauhaus-Ausstellung und des Musterhauses Am Horn?

Das schönste Erbe ist, dass man sich in einer Kleinstadt wie Weimar getraut hat, ein Haus mit Flachdach zu bauen (*lacht*).

Das mag uns heute als eine Kleinigkeit erscheinen, aber das war damals schon sehr mutig!

Aber insgesamt betrachtet: Das Großartige am Bauhaus – vor allem am frühen Bauhaus – ist, dass es Menschen gab, die solche Ideen einfach umsetzten. Es kam zwar erst unter Druck zu solch einer öffentlichen Ausstellung – aber dann ging man eben auch in die Vollen, zeigte die ganze Bandbreite: eine Architektur-Ausstellung mit internationalen Entwürfen; dazu das Eigene mit ausgestellten Schülerarbeiten; und ein Haus-Konzept oder „Musterhaus“ wie das Haus Am Horn. Vielleicht kann man daraus heute lernen: Man muss auch versuchen, seine Ideale tatsächlich umzusetzen, sich nicht aufhalten zu lassen, weil jemand sagt: „Das ist noch nicht fertig“. Diesen Mut, damit nach außen zu gehen, finde ich persönlich großartig. So eine Vision fehlt heute manchmal: Dem Publikum auch etwas zumuten, das vielleicht noch nicht „fertig“ ist. Sich korrigieren, sich revidieren, eben auch lernen – das, was eine Schule nun mal ausmacht. Das Bauhaus ist für mich gelebte Fehlerkultur.

Haben Sie vielen Dank für das Gespräch, Frau Dr. Ackermann.

Die Fragen stellte Frank Kaltoven.

UTE ACKERMANN ist Kustodin für Bauhaus und Moderne von 1919 bis 1945 bei der Klassik Stiftung Weimar. Die promovierte Kunsthistorikerin ist auf das Weimarer Bauhaus spezialisiert und Mitglied des Kuratorenteams am Weimarer Bauhaus-Museum.

Auch der Kultursektor hat heute eine Verantwortung dafür, sich ökologisch nachhaltig(er) aufzustellen. Wir haben Akteure und Initiativen aus Mitteldeutschland gefragt, was „nachhaltiges Handeln“ für ihre Arbeit bedeutet.



Filmproduktionen

Nachhaltigkeit ist für die Filmbranche keine Randnotiz! Die Möglichkeiten, den CO₂-Fußabdruck für einen in Deutschland produzierten Kinofilm – das können schnell mehr als 100 Tonnen CO₂ sein! – erheblich zu senken, werden in der Branche seit langem diskutiert. Die Filmbranche hat sich darum zur Einhaltung von ökologischen Mindeststandards verpflichtet. Damit werden ab 2023 in Deutschland Filme und Serien grüner und nachhaltiger produziert. Das betrifft Bereiche wie Strom, Generatoren, Akkus, Licht, Reisen, Transport, Unterbringung, Verpflegung, Papier, Müll und Materialien für Bau oder Kostüme. Da Filme drehen auch immer Probleme lösen heißt, werden zum Beispiel am Set bald statt Dieselgeneratoren smarte klimaneutrale Lösungen stehen.

*Thomas Jeschner, Produzent & Green Consultant,
Sunday Filmproduktions GmbH (Halle)*



Buchbranche

Nachhaltige Buchproduktion erfordert innovative Veränderungen bei Materialauswahl, Druckverfahren, Energie- und Ressourcenmanagement sowie Logistik und Transport. Entscheidend ist die Zusammenarbeit von Verlagen, Produzenten und Verbrauchern. Die größte Herausforderung besteht darin, umweltfreundliche Materialien zu finden. Bei matabooks greifen wir auf ressourcenschonendes, recyclingfähiges und kompostierbares Graspapier zurück. Regional produziert, wird durch kurze Transportwege der CO₂-Verbrauch reduziert. Mit Öko-Druckfarben lässt sich der Einsatz von Chemikalien und schädlichen Substanzen vermeiden. Außerdem wird plastikfrei verpackt und versendet. Das zeigt: Es gibt viele Möglichkeiten, die Buchbranche nachhaltig zu gestalten.

Kay Hedrich, CEO & Founder matabooks Verlag (Dresden)



Theater- und Bühnenproduktionen

Nachhaltigkeit heißt: Verantwortung übernehmen, zukunftsorientiert sein. In der Arbeit der Freien Szene sind Tänzer*innen zeitgleich Projektleiter*innen, Ausstatter*in, Regie. Jede*r hat Einfluss auf Produktion und Distribution, sei es die Wiederverwertung des Bühnenbilds oder die sozialverträgliche Bezahlung der Kolleg*innen. Nachhaltigkeit heißt: an Grenzen stoßen. Wer mit Nachhaltigkeit als Geisteshaltung frei produziert, egal ob künstlerisch-pädagogisch mit Amateur*innen oder mit einem professionellen Ensemble, investiert viel Zeit in Recherche und Kommunikation – vor allem mit Förderer*innen, wenn etwa die Wiederverwendung von Material oder ökologisch sinnvollere Produkte nicht abrechenbar sind. Wir wollen nicht ohne Nachhaltigkeit Kunst produzieren, dazu brauchen wir ein solides und umsetzbares Modell.

Anja Herbener, Freiberufliche Figurenspielerin und Spielstättenbesitzerin (Quedlinburg) & Juschka Weigel, Freiberufliche Tänzerin und Choreografin (Vehlgast)

Tourismus

Um einen naturverträglichen Tourismus in Zukunft sicher zu stellen, wollen wir unsere Akteure durch Vernetzung, Weiterbildungsformate und fachliche Beratung dazu befähigen, im Bereich der Nachhaltigkeit aktiv zu sein. Zudem sollen langlebige Produkte entwickelt und die Infrastruktur ausgebaut werden, um die ökologischen Gegebenheiten der Region zu schützen und Erlebnisse mit Mehrwert für Gäste und Einheimische zu schaffen. Dabei liegt der Fokus vor allem auf Themen wie nachhaltige Mobilität und Regionalität, die Aufenthaltsdauer der Reisenden zu steigern sowie das Erlebbarmachen und Instandhalten von Attraktionen zu fördern und mit Blick auf die Zukunft zu sichern.

Franziska Imler, Projektbüro für nachhaltigen Tourismus, Standortentwicklungsgesellschaft Mansfeld-Südharz mbH (Sangerhausen)

Musikfestivals

Für das ILMPULS bedeutet ein nachhaltiges Festival: die Freude an der Live-Musik ohne das schlechte Gewissen gegenüber der Natur. Nachhaltigkeit heißt da nicht nur Mülltrennung, sondern bestenfalls Müllvermeidung. Das beginnt schon vor dem Festival: Eintrittskarten auf Papier sind zwar ein schönes Andenken, aber digitale Tickets sind ökologisch nachhaltiger und lassen sich auch nicht so leicht verlegen. Auf dem Festival werden Getränke und Speisen entweder in kompostierbarem Einweggeschirr aus nachwachsenden Rohstoffen oder im wiederverwendbaren Pfandsystem serviert. Was auf den Teller kommt, sollte dabei umweltschonend, also fleischlos und im besten Fall vegan sein. Und als Alternative zu chemie-lastigen Toilettenkabinen sorgen Öko-Kompostklos für einen Toilettenbesuch mit reinem Gewissen.

Lea Germershausen, ILMPULS Festival (Ilmenau)



Archivale der Ausgabe

Ist eine Vase politisch?

Die Rubrik „Archivale der Ausgabe“ präsentiert die vielfältigen Sammlungen von Museen, Hochschulen und Archiven der mitteldeutschen Region beispielhaft mit Exponaten. In dieser Ausgabe: eine Vase aus dem Kunstmuseum Moritzburg in Halle und kritische Fragen zur Bewältigung von NS-Vergangenheit.

von Clara Schilke, Rahel Gebhardt, Janika Jähnisch,
Sofia Simeth, Maren Schleimer & Christina Brinkmann

Die Kunsthochschule Burg Giebichenstein in Halle ist seit ihrer Entstehung als Kunstgewerbeschule in den 1860er Jahren und Neuausrichtung 1915 bis heute ein Ort der kunsthandwerklichen und künstlerischen Ausbildung. Im frühen 20. Jahrhundert erlangte die Kunstgewerbeschule deutschlandweite Bekanntheit. Auch in den Jahren zwischen 1933 und 1945 blieb die „Burg“ als Ausbildungsstätte bestehen. Die von Studierenden und Lehrenden in dieser Zeit entworfenen und hergestellten Produkte fanden Verbreitung und Anerkennung. Heutige Studierende der Kunsthochschule beschäftigen sich aktuell mit den Fragen, inwiefern sich das Selbstbild und die Außenwahrnehmung der Institution in dieser Zeit verändert haben und welche Kontinuitäten es gibt.

Die Kunstgewerbeschule im Auftrag der Propaganda

Diese Vase kommt doch recht unschuldig daher: eine schlanke Statur, eine grüne, malerisch nach unten hin verlaufende Glasur. Ein Schriftzug in Fraktur ziert ihre Schulter und gibt einen ersten Hinweis auf die Entstehungszeit des Objekts:

„Wer sleht den Lewen? Wer sleht den Riesen? Wer überwindet jenen

unt disen? Das tuot jener der sich selber twinget und allin sinnig. Lit in huoute bringet.

[Wer erschlägt den Löwen? Wer erschlägt den Riesen? Wer überwindet jenen und diesen? Das kann nur einer, der sich selbst bezwingt und alle seine Glieder unter Kontrolle bringt.]

– Olympiade Berlin 1936“

Was hat es mit diesem Keramikobjekt auf sich? Bei der Vase handelt es sich um einen Sportpreis für die Olympischen Spiele, die 1936 in Berlin stattfanden. Sie ist ein Werk des Keramikers Hubert Griemert (1905–1990). Die Berliner Sommerspiele waren ein Propagandaspektakel für das nationalsozialistische Deutschland: Außenpolitisch zielte die NS-Regierung auf eine Ablenkung von den politischen Repressionen im Deutschen Reich, etwa der zunehmenden antisemitischen Verfolgung. Nach innen sollte mittels des Sports ein Gefühl von deutscher Einheit und Kampfgeist entstehen. Das ganze Land wurde eingebunden – so erhielt auch die damalige Kunstgewerbeschule in Halle den Auftrag, Preise für die Olympischen Spiele zu gestalten.

Das obige Zitat des Reliefbands entstammt einem Text von Walther von der Vogelweide, einem mittelhochdeut-



Olympiavase von Hubert Griemert, 1936: dunkelbrauner Scherben, grüne und schwarze Spatglasur, Drehrillendekor. Kulturstiftung Sachsen-Anhalt, Kunstmuseum Moritzburg Halle (Saale)

schen Lyriker aus dem 13. Jahrhundert, dessen Werke von den Nationalsozialisten für Propagandazwecke instrumentalisiert wurden.

Biografien hinter den im Kunstmuseum aufbewahrten Werken

Heute befindet sich die Vase im Kunstmuseum Moritzburg in Halle. Hier steht sie im Depot eng an eng mit zahlreichen anderen kunsthandwerklichen Objekten,

auch „Zeitgenossen“: Keramiken und Porzellan von Marguerite Friedländer, Gustav Weidanz, Metallobjekten von Karl Müller, Schmuck und Schalen von Lili Schultz. Sie alle lehrten in den 1930er und 1940er Jahren an der „Burg“, wie die Schule, parallel zu zahlreichen offiziellen Umbenennungen, bis heute umgangssprachlich genannt wird. Welche Biografien verstecken sich hinter den im Kunstmuseum Moritzburg aufbewahrten Werken? In welche

Beziehung müssen ihre Gestaltung und Entstehungszeit gesetzt werden?

Die „Burg“ wurde bislang von Forscher*innen rückblickend gerne als freiheitliche Insel in der nationalsozialistischen Diktatur beschrieben. In dieser Deutung haben die Lehrenden und Studierenden – trotz äußerer Restriktionen – hinter den steinernen Burgmauern frei und vom politischen Geschehen „unberührt“ weiterarbeiten können.

Eine Gruppe Studierender der Kunsthochschule Burg Giebichenstein hat gemeinsam mit der Kunstwissenschaftlerin Christina Brinkmann diesen Mythos kritisch hinterfragt und ihre Rechercheergebnisse im Podcast *LEERE_STELLEN?* zugänglich gemacht.

Die Vase von Hubert Griemert kommt darin auch vor. Sie ist ein gutes Beispiel, um bisherige Deutungsmuster zu hinterfragen: Griemert hatte nach seiner Ausbildung an der „Burg“ im Jahr 1934 die Leitung der Keramikwerkstatt übernommen. Vor ihm besetzte Marguerite Friedländer diese Position. Friedländer, die aus einer jüdischen Familie stammte, verließ die Kunstgewerbeschule, die Stadt Halle und Deutschland 1933 ob der drohenden antisemitischen Verfolgung. Griemert war ihr Schüler, ihr Stil sollte seine gestalterische Arbeit noch über viele Jahre hinweg prägen.

Studierende hinterfragen Geschichte von Objekten - und ihrer Hochschule

Wie ist diese Fortführung der künstlerischen Tradition – einer Tradition, die zurückreicht zu Friedländers Zeit am Weimarer Bauhaus – heute zu bewerten? Ist sie Ausdruck einer widerständigen Haltung zum NS-Regime oder war die moderne Gestaltung sehr wohl kompatibel mit den ästhetischen Prämissen der nationalsozialistischen Kulturpolitik? Die Vase Griemerts steht in der Keramiktradition der „Burg“, fungierte dennoch gleichzeitig als Objekt staatlicher Repräsentation zu den olympischen Spielen von 1936. Ihr Schöp-

fer bekleidete seit 1934 eine berufliche Stellung, die überhaupt erst wegen des antisemitischen Ausschlusses vakant geworden war. Stellte dies eine Chance für Hubert Griemert dar, die er ergriff?

MEHR ERFAHREN

LEERE_STELLEN? ist ein mehrteiliger Podcast, verfügbar unter anderem bei freie-radios.net und auf Spotify. Studierende der Burg Giebichenstein sprechen darin mit Expert*innen über die Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte ihrer eigenen Hochschule.

Die Studierenden der heutigen „Burg“ haben mit ihren Recherchen sicher mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben. Es gilt, stetig weiter zu hinterfragen. Dazu gehört nicht nur die Aufarbeitung der Geschichte künstlerischer Objekte und ihrer Kontexte, sondern auch die Untersuchung vermeintlich leerer Stellen in den Biographien deutscher Künstler*innen.

CLARA SCHILKE, RAHEL GEBHARDT, JANIKA JÄHNISCH, SOFIA SIMETH, MAREN SCHLEIMER und CHRISTINA BRINKMANN sind Studierende und Absolventinnen der Kunstpädagogik und Kunstwissenschaften der Kunsthochschule Burg Giebichenstein in Halle (Saale).

KURZNOTIERT

> CO2-RECHNER FÜR DEN KULTURBETRIEB

Das Dezernat Kultur der Stadt Leipzig und das Amt für Kultur und Denkmalschutz der Stadt Dresden arbeiten gemeinsam an einem CO2-Rechner speziell für den Kulturbetrieb. Während für Unternehmen und Privathaushalte diverse kostenfreie Emissionsrechner verfügbar sind, gibt es für den Kulturbereich bislang kein geeignetes Tool, das die vielfältigen Formate und zentralen Emissionsquellen der Kulturbetriebe präzise erfasst und das allen Kultureinrichtungen und Veranstaltern kostenfrei zugänglich ist. Mit Hilfe von Fachleuten und -firmen wird der Rechner auf Basis des webbasierten Programms „E-Tool“ in den kommenden Monaten speziell für die Anforderungen im Kulturbereich angepasst. Damit lässt sich für jede Kultureinrichtung und -veranstaltung ein vollständiger CO2-Fußabdruck berechnen. Dazu gehören auch indirekte Emissionen wie die Anreise des Publikums oder die Anlieferung von Bühnenmaterial. Durch die Datenerfassung und -auswertung sollen Möglichkeiten sichtbar gemacht werden, um zukünftig Emissionen im Kulturbereich einzusparen.

> BIOGRAFIE DER WEIMARER KLASSIK(ER)

Ob Goethe und „seine“ Christiane, der Freund Schiller, die Schwester Cornelia oder die enge Vertraute Charlotte von Stein: Sigrig Damm hat all diesen Figuren aus der Goethe-Zeit Bücher gewidmet. Die Literaturwissenschaftlerin editierte eine Auswahl von Christianes und Goethes Ehebriefen, schrieb zuletzt über des Dichters Freundschaft mit dem Weimarer Herzog. All diese und viele weitere Veröffentlichungen der gebürtigen Gothaerin beleuchtet ein Sammelband von Herausgeber Ulrich Kaufmann. Die enthaltenen Texte und Interviews zeigen unmissverständlich: Kaufmann ist nicht nur ein langjähriger Weggefährte und intimer Kenner des Damm'schen Werks, sondern zugleich ein großer Bewunderer ihrer Person und ihres Schaffens. In den

abgedruckten gemeinsamen Gesprächen geht es beispielsweise um Damms Freundschaft und Austausch mit deutschen Literaturgrößen wie Erwin Strittmatter und Christa Wolf. An anderer Stelle verrät ihm die promovierte Germanistin, weshalb ihr die Betitelung als Bestseller-Autorin nach dem immensen Erfolg von „Christiane und Goethe“ so gar nicht schmeckte. Eine Motivation für sie sei stattdessen: Die Leserinnen und Leser „greifen nach den originalen Texten. Das finde ich wunderbar.“ Und so macht auch dieser Band vor allem Lust aufs Selbst-Erlesen: von Damms Büchern und der Welt des Klassischen Weimar, von der sie so viel zu berichten hat.

Ulrich Kaufmann (Hg.):

*Sigrig Damm. Gespräche und Texte über Werk und Weggefährten
Quintus Verlag 2022
320 Seiten*

> HÄNDEL-FESTSPIELE IN HALLE

Georg Friedrich Händels Opern bilden in diesem Jahr den Schwerpunkt der nach ihm benannten Festspiele in Halle, die unter dem Motto „Die Oper: Streit um Dideldum und Dideldi“ stehen. In der Zeit vom 26. Mai bis 11. Juni sind insgesamt rund 70 Veranstaltungen an 17 Aufführungsorten in und um Halle geplant. Zur Eröffnung wird die Neuproduktion der Oper „Serse“ in der Oper Halle aufgeführt. Der Titelheld König Serse wird von der italienischen Mezzosopranistin Anna Bonitatibus verkörpert. Sie erhält im Anschluss an die Premiere den Händel-Preis der Stadt Halle. Das vollständige Programm der Händel-Festspiele samt Kartenvorverkauf findet sich online unter haendelhaus.de.

Innovation

&

Forschung

In dieser Ausgabe:

Interview: Wie das „Institute for Planetary Health Behaviour“ in Erfurt Wechselwirkungen zwischen Gesundheits- und Klimaschutz erforscht | Studie: „Mitteldeutschland-Monitor“ zeigt Meinungsbild zur Energiewende

Planet gesund, Menschheit gesund?

An der Universität Erfurt besteht seit Kurzem das „Institute for Planetary Health Behaviour“ (IPB). Das interdisziplinäre Forschungsteam untersucht die Rahmenbedingungen, die nötig sind, um „klimagesundes Verhalten“ zu erzeugen – also menschliche Gesundheit zu fördern und das Klima sowie die Umwelt zu schützen. Wir sprachen mit Prof. Dr. Cornelia Betsch, der Direktorin des neuen Instituts.

MdM: Frau Professor Betsch, die naheliegende Frage zu Beginn: Wie verhalte ich mich denn „klimagesund“?

BETSCH: „Klimagesundes Verhalten“ umfasst sehr vieles. Etwa wenn wir für Kurzstrecken eher das Fahrrad als das Auto nutzen, oder wenn Sie bei der Ernährung mehr auf pflanzliche als auf tierische Produkte setzen. All solche Dinge sind klimagesundes Verhalten, denn sie beeinflussen Umwelt und Klima und wirken gleichzeitig auch auf Ihre Gesundheit und Wohlbefinden zurück.

Was wäre der Unterschied zu ökologisch nachhaltigem Verhalten?

Der wesentliche Unterschied ist, dass das Konzept von „Planetary Health“ eben auch den Gesundheitsaspekt einbezieht – dass klimafreundliches Verhalten auch positive Gesundheitsfolgen hat. Genau diesen Zusammenhang betrachten wir auch in unserem Institut besonders. Das rührt daher, dass die Keimzelle vieler unserer Projekte im Bereich des Gesundheitsverhaltens liegt.

In der öffentlichen Debatte wird der Zusammenhang zwischen Klimawandel und der Gesundheit des einzelnen Menschen ja noch eher selten gezogen. Warum ist das so?

Ein Beispiel, wie dieser Zusammenhang mitunter in die Öffentlichkeit getragen wird, sind Hitzewellen: Dann wird erklärt, wie ich mich selbst gut gegen Hitze schützen kann – für kurze Zeit ist das dann medial sehr präsent. Aus der wissenschaftlichen Community wird dabei die Bildsprache kritisiert: Menschen, die Eis essen oder ins Schwimmbad gehen – dabei können diese Phasen für manche Personen lebensgefährlich sein, weshalb eine ganz andere Art der Aufklärung stattfinden muss-

te. Tatsächlich gibt es viele mit dem Klimawandel verbundene Gesundheitsrisiken, die noch gar nicht so in der Breite bekannt sind.

Zum Beispiel?

... dass hier neue Pflanzen heimisch werden, die zu anderen Zeiten blühen und damit die Pollensaison für Allergiker verlängern. Oder sich Insekten neu ansiedeln, wie die Tigermücke, die in einigen Gegenden Deutschlands schon heimisch ist: Man sieht bereits im Norden Italiens, wie das

„Jede Aufklärung ist wichtig, wird das Ruder aber alleine nicht herumreißen.“

Krankheiten mit sich bringt, die bisher in Afrika aufgetreten sind und gegen die es keine Impfung gibt. Das sind Dinge, mit denen wir uns zunehmend werden beschäftigen müssen.

Ihrem Institut geht es auch darum, über individuelles Verhalten hinaus die Akzeptanz politischer Rahmenbedingungen für klimagesundes Verhalten zu betrachten. Weil freiwilliges Verhalten einzelner nicht die nötigen Veränderungen bewirkt?

Individuelles Verhalten ist natürlich relevant. Im Idealfall ist es jedem wichtig, klimafreundlich zu handeln; jeder sieht im Idealfall ein, dass es wichtig für die Gesundheit und die Umwelt ist – und entscheidet sich freiwillig dafür. Wir wissen alle, dass es nicht so ist. Forschungsergebnisse im Bereich der Psychologie und des Policy-Making zeigen, dass veränderte Rahmenbedingungen einen sehr viel stärkeren Einfluss auf das Verhalten haben als

Kommunikation allein. Sprich: Jede Aufklärung ist wichtig, wird das Ruder aber alleine nicht herumreißen. Es wird ja über Besteuerung bestimmter Lebensmittel diskutiert, was eine lenkende Wirkung haben kann – also die relativen Anteile des Konsums verschieben, indem beispielsweise Gemüse und Hülsenfrüchte geringer besteuert werden. Unser Institut schaut bei diesen Themen: Welche Möglichkeiten bringen solche Rahmenbedingungen – und wie sollte man sie kommunizieren? Wir wollen genauer verstehen, wie dieses Zusammenspiel die Akzeptanz der Menschen beeinflusst.

Gibt es dazu schon erste Zwischenerkenntnisse? Dass also eine bestimmte Form der politischen Einflussnahme eher kontraproduktiv ist oder welche eher auf Akzeptanz stößt?

Im Moment zeigen wir zunächst einmal auf, wie hoch die Akzeptanz für verschiedene Maßnahmen ist, die der „Bürgerrat Klima“ entwickelt hat, und was die Akzeptanz beeinflusst. Zu den Maßnahmen gehören unter anderem ein Tempolimit für Autobahnen und der Kohleausstieg. Interessanterweise zeigt sich unter anderem, dass über 70 Prozent der Befragten finden, es solle über Parteien und Ressorts hinweg einen Zusammenschluss der Politik geben, um gemeinsam Lösungen zu schaffen. Es ist nicht so, dass die Bevölkerung die Verantwortung abgeben will. Der Tenor ist: „Ich möchte selber etwas beitragen – aber die Politik soll bitte Maßnahmen ergreifen, die mir klimafreundliches Handeln leicht machen.“

In der Corona-Pandemie gab es deutliche regionale Unterschiede in der Akzeptanz politischer Maßnahmen. Sind ähnliche Unterschiede auch bei der Klima-Thematik nachweisbar?

Tatsächlich ist hier die Datenlage in Bezug auf die Corona-Maßnahmen deutlich besser als bisher für Klimafragen. Derzeit



Zeichnung: Stéphanie Weppelmann

sammeln wir dazu noch Erkenntnisse. Ein wichtiger Faktor für die Akzeptanz von Maßnahmen war in der Pandemie das Vertrauen in die Politik: Und das war im Osten durchgängig geringer als im Westen. Und da die Kommunikation der Maßnahmen durch die Regierung erfolgte, waren diejenigen schnell außen vor, die der Politik nicht vertrauten. Das gleiche kann auch bei Klimathemen passieren – umso wichtiger ist es, hierzu hochwertige Klimakommunikation zu betreiben, die unabhängig ist.

Wo sehen Sie dabei die größten Herausforderungen?

Eigentlich weiß man aus der psychologischen und kommunikationswissenschaftlichen Forschung schon recht gut, was es für gute Klimakommunikation braucht. Das Problem ist eher, dass es an Institutionen mangelt, die das hauptamtlich und für ganz Deutschland tun – auch da zeigen sich Parallelen zur Corona-Pandemie, die für alle ein schmerzhafter Lernprozess war. Darum ist auch ein Entwicklungsziel unserer Arbeit, Formate zu entwickeln, in denen man beispielsweise mit Bürgern und Journalisten diskutiert, wie Erkenntnisse – und eben auch Unsicherheiten – medial kommuniziert werden.

Das läuft auf das Thema Wissenstransfer hinaus, den sich Ihr Institut ja ebenfalls vorgenommen hat. Wie sieht die zugehörige Zusammenarbeit mit gesellschaftlichen Multiplikatoren aus?

Wir arbeiten mit NGOs und Think Tanks zusammen, mit denen wir uns austauschen, gemeinsame Forschungsideen generieren und auch Veranstaltungen organisieren – zum Beispiel Workshops für öffentliche Einrichtungen zu guter Risikokommunikation. Im Laufe des Jahres wollen wir eine Gesprächsreihe starten, um Brücken zu bauen zwischen Klimawissenschaften und Sozial- und Verhaltenswissenschaften und mehr Interesse für das Thema zu wecken.

Als Forschungsinstitut ist primär unser Anliegen, die Ergebnisse nutzbar zu machen durch eben solchen Wissenstransfer.

Bestimmte Gruppierungen fordern deutlich radikalere Veränderungen für das Klima; der Diskurs polarisiert sich zusehends. Welche Rolle kann Ihr Institut in einer solchen Situation spielen?

Wir versuchen – nicht zuletzt mit unserer repräsentativen Erhebung, der PACE-Studie – in gewisser Weise ein Spiegel der gesellschaftlichen Debatte zu sein. Jeder bewegt sich heute in seinen Filterblasen, wodurch eine enorme Polarisierung entstehen kann. Es ist darum wichtig, für Politik, Medien und gesamtgesellschaftlich einen Gradmesser zu haben, wie sich die Zustimmung zu Maßnahmen – oder auch die zu Protesten – tatsächlich entwickelt. Um also etwas genauer einschätzen zu können, wie die Menschen denken. Natürlich ist auch das nicht gänzlich unverzerrt – jede Studie, jede Erhebung hat auch ihre Schwächen. Aber es ist ein Baustein, um im Blick zu haben, wo sich der Diskurs hinbewegt, vor allem auch im Zeitverlauf.

Haben Sie vielen Dank für das Gespräch, Frau Professor Betsch.

Die Fragen stellte Frank Kaltofen.

CORNELIA BETSCH hat die Professur für Gesundheitskommunikation an der Philosophischen Fakultät der Universität Erfurt inne. Die Psychologin forscht unter anderem zu sozialen Aspekten bei Gesundheitsentscheidungen. Sie ist Direktorin und eine der Gründerinnen des Instituts für klimagesundes Verhalten.

Warum überhaupt ein

Mitteldeutsches Magazin

Geschichtsort - Kulturerbe - Metropolregion?

Was **Mitteldeutschland** sein kann und warum wir eine Zeitschrift für die Region machen, erläutern wir im **Essay** unserer Pilot-Ausgabe.

Nachzulesen online:



Nun sag, wie hast du's mit den Erneuerbaren?

Bereits zum dritten Mal wurde für den „Mitteldeutschland-Monitor“ die Bevölkerung im Mitteldeutschen Revier zu Zukunfts- und Energiefragen befragt. Das Ergebnis: ein ambivalentes Miteinander von Zustimmung und Skepsis.

Eine Mehrheit von 52 Prozent der befragten Menschen im Mitteldeutschen Revier befürwortet grundsätzlich die Ziele der Energiewende – das ist ein Ergebnis des dritten „Mitteldeutschland-Monitors“. Die repräsentative, länderübergreifende Bevölkerungsbefragung wurde von der Europäischen Metropolregion Mitteldeutschland gemeinsam mit der MAS Gesellschaft für Marktanalyse und Strategie, der Sächsischen Agentur für Strukturentwicklung (SAS) und der Stabsstelle Strukturwandel des Landes Sachsen-Anhalt umgesetzt.

Mit der Online-Studie wird seit 2020 das Meinungsbild der Bevölkerung in den neun Gebietskörperschaften des Mitteldeutschen Reviers zur Entwicklung der Region untersucht – jeweils zu den Themen Energiewende, Strukturwandel und Zukunftstechnologien sowie zur Zufriedenheit mit ihrer Lebenssituation. Für die dritte Auflage wurden insgesamt 2.025 Personen in den Städten Leipzig und Halle (Saale) sowie in den Landkreisen Altenburger Land, Anhalt-Bitterfeld, Burgenlandkreis, Saalekreis, Leipzig, Mansfeld-Südharz und Nordsachsen befragt.

Unverändert hoch sind dabei die Zustimmungswerte für den Ausbau erneuerbarer Energien. So stimmen 87 Prozent dem Ausbau der Solarenergie und 80 Prozent den Ausbau der Erdwärme zu. Bei der Windenergie stieg die Zahl der Befürworter leicht an, von 69 Prozent im Vorjahr

auf nun 73 Prozent. Für den Aufbau einer grünen Wasserstoffwirtschaft plädieren 72 Prozent. Demgegenüber haben die im Befragungszeitraum Ende 2022 auftretenden Bedenken zur Versorgungssicherheit und die steigenden Energiepreise zu einer abwartenden Haltung der Befragten hinsichtlich Atom- und Kohleausstieg geführt: Noch 41 Prozent der Befragten befürworten einen Kohleausstieg bis zum Jahr 2038, gegenüber vormals 48 Prozent. Die Zustimmung zum Atomausstieg sank deutlich, auf nunmehr 26 Prozent – bei der Befragung 2021 waren es immerhin noch 40 Prozent gewesen.

Fast konstant hoch bleibt mit 54 Prozent der Anteil derjenigen Befragten, die einen Strukturwandel in der Region für notwendig halten. „Es ist erfreulich, dass die Mehrheit der Menschen des Mitteldeutschen Reviers die Notwendigkeit des Strukturwandels sieht. Gerade deshalb ist es wichtig, die Menschen vor Ort noch stärker einzubinden“, so Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Reiner Haseloff. Das gelte sowohl bei der Schaffung neuer, hochwertiger Arbeitsplätze wie bei der Realisierung zukunftsweisender Projekte. Erfolgversprechende Zukunftsstrategien für das Mitteldeutsche Revier sehen übrigens 47 Prozent der Befragten in einem gut ausgebauten Angebot der öffentlichen Daseinsvorsorge sowie in der Verbesserung der digitalen Infrastruktur (45 Prozent) und der Verkehrsinfrastruktur (43 Prozent).



52 % für die Energiewende

Eine **Mehrheit** von 52 Prozent der Befragten im Mitteldeutschen Revier befürwortet grundsätzlich die Ziele der Energiewende. Bei der ersten Befragung 2020 waren es allerdings noch 61 Prozent.

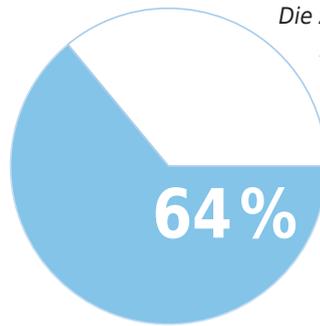
einerseits...

48 %

blicken **optimistisch** in die Zukunft:

In Bezug auf die Zukunft der Region war eine Mehrheit der Befragten **optimistisch**, während bei 42 Prozent eine sehr oder eher pessimistische Erwartungshaltung vorherrschte.

andererseits...



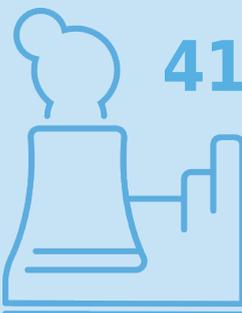
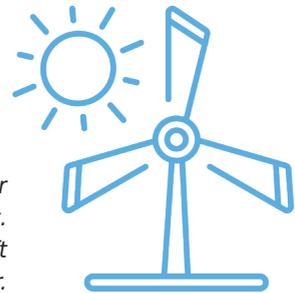
Die Auswirkungen der Energiewende auf ihre **persönliche Zukunft** sehen

„sehr“ oder „eher negativ“

87 %

stimmen dem Ausbau der Solarenergie zu

Bei der **Windenergie** stieg die Zahl der Befürworter im Vergleich zum Vorjahr von 69 auf 73 Prozent. Für den Aufbau einer grünen Wasserstoffwirtschaft plädieren 72 Prozent der Studienteilnehmer.



41 % befürworten den Kohleausstieg

Bei der vorherigen Erhebung hatten noch 48 Prozent einen Kohleausstieg bis zum Jahr 2038 befürwortet. Die Zustimmung zum **Atomausstieg** sank auf 26 Prozent - im Jahr 2021 waren es noch 40 Prozent.

KURZNOTIERT

NACHHALTIGNOTIERT

> PREISGEKRÖNT

Das sächsische Metall-Recycling-Unternehmen Nickelhütte Aue GmbH wurde mit dem Deutschen Nachhaltigkeitspreis (DNP) 2023 im Transformationsfeld Ressourcen ausgezeichnet. Der Spezialist für die Aufbereitung von Nichteisenmetall-haltigen Abfällen und Rückständen konnte sich dabei im Bewerberfeld von rund 150 teilnehmenden Unternehmen durchsetzen. Die Rückgewinnung schont Ressourcen und vermeidet Millionen Tonnen Kohlenstoffdioxid, die durch den Abbau von Erzen freigesetzt würden. Der Deutsche Nachhaltigkeitspreis ist die nationale Auszeichnung für Spitzenleistungen der Nachhaltigkeit in Wirtschaft, Kommunen und Forschung. Mit acht Wettbewerben und über 1.200 Unternehmensbewerbungen ist der Preis der größte seiner Art in Europa.

> NEUER STUDIENGANG

Zum Sommersemester 2023 ist der neue Masterstudiengang „Nachhaltige Energie- und Prozesstechnik“ an der Hochschule Anhalt gestartet. Der anwendungs- und wissenschaftsbezogene Studiengang zielt auf Fragestellungen wie: Wie kann in der Zukunft eine Energieversorgung sichergestellt werden und wie sind industrielle Prozesse effizient zu gestalten? Schwerpunkte des Studiums liegen in den Bereichen der regenerativen Energietechnik, der Wärme-, Kälte- und Prozesstechnik sowie der Prozesssimulation und -regelung. Absolventinnen und Absolventen könnten unter anderem die chemische Industrie, die Grundstoff- und Energieversorgung sowie Stadtwerke oder Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen als gefragte Fachkräfte unterstützen.

> WEGE FÜR INTELLIGENTES RECYCLING

Elektromotoren mit Permanentmagneten sind essenziell für die Energiewende. Haben die Motoren ausgedient, können Teile davon wiederverwendet werden – wenn diese einzeln vorliegen. Recycling-Experten der TU Bergakademie Freiberg entwickelten eine Technologie, die Motoren auseinandernimmt und dank künstlicher Intelligenz (KI) die für das Recycling wichtigen Bestandteile erkennt. Mit der dynamischen Bild-Erkennung von Bauteilen und Komponenten unterstützt die KI den Recycling-Prozess. Dank der Idee könnten die Forschenden eine sortenreine Separation von Bauteilen erreichen. Das verbessert das Recycling und reduziert den CO₂-Fußabdruck von Elektromotoren.

> INSEKTEN-CHITIN SINNVOLL NUTZBAR MACHEN

Seit Anfang 2023 wird in den „BurgLabs“ der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle im Rahmen des Vorhabens „insectmatter“ untersucht, inwiefern sich chitinhaltige Insektenhüllen sinnvoll verwenden und in regional-zirkulierende Materialkreisläufe überführen lassen. Das Projekt unter Leitung von Professorin Mareike Gast läuft bis Ende 2024 und wird durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert. Chitin kommt als Stützstruktur in der Körperhülle der Insekten vor und ist neben Cellulose das zweithäufigste natürliche Biopolymer. In der Entwicklung zukunftsfähiger Produkte wird der Rohstoff daher künftig eine wichtige Rolle spielen.

KURZNOTIERT

> DIGITALER ASTRONAUT AUS ILMENAU

Die Technische Universität Ilmenau hat mit dem Forschungsprojekt „Digitaler Astronaut – Außenbordeinsatz im Weltall“ den Hochschulwettbewerb „Wissenschaftsjahr 2023 – Unser Universum“ gewonnen. Die prämierte Anwendung simuliert mithilfe von Virtual Reality optische und akustische Wahrnehmungen von Astronautinnen und Astronauten bei Außenbordeinsätzen an einer Weltraumstation. Mittels Virtual Reality tauchen die Anwender dabei in eine scheinbare Wirklichkeit aus räumlichem Hören und virtuellen Bildern ein. Das künstlich erzeugte audiovisuelle Feedback soll ihr Bewusstsein für die Umgebung, in der sie sich befinden, schärfen, um Wartungsarbeiten im All in Zukunft präziser ausführen und Fehler vermeiden zu können. Für den Sieg erhalten die jungen Forschenden ein Preisgeld von 10.000 Euro, das sie für ihre weiteren wissenschaftlichen Arbeiten verwenden werden.

> REVIERPIONIER: ÜBER 300 IDEEN FÜR DEN STRUKTURWANDEL

Im ersten Wettbewerbsjahr stößt der Ideenwettbewerb „Revierpionier“, 2022 von Staatskanzlei und Ministerium für Kultur in Sachsen-Anhalt ins Leben gerufen, auf große Resonanz in der Bevölkerung sowie bei zivilgesellschaftlichen Akteuren. Insgesamt wurden über 300 Projektideen für die Strukturentwicklung im sachsen-anhaltischen Revier eingereicht. Eine breit aufgestellte Jury aus Vertreterinnen und Vertretern von Gebietskörperschaften, Landesregierung, Wirtschaft und Gewerkschaften sowie der Schulen und Hochschulen, der IHK, der Kultur, der Ehrenamtlichen und weiterer wichtiger zivilgesellschaftlicher Akteure wählt die auszeichnungswürdigen Wettbewerbsbeiträge aus. Die Bekanntgabe der Preisträgerinnen und Preisträger erfolgt im Juni; im September werden dann alle prämierten Projekte auf einer feierlichen Preisverleihung ausgezeichnet.

> ZWEI EUROPÄISCHE FORSCHUNGSFÖRDERPREISE FÜR FSU JENA

Gleich zwei bedeutende und mit jeweils rund zwei Millionen Euro dotierte Forschungsförderpreise gehen an die Friedrich-Schiller-Universität Jena: Einen sogenannten „Consolidator Grant“ erhalten sowohl der Mikrobiologe Prof. Dr. Kai Papenfort als auch der Altertumswissenschaftler Prof. Dr. Christian Vassallo. Papenfort widmet sich mit seinem Team im Rahmen eines Exzellenzclusters der Uni Jena der Funktion kleiner RNA-Moleküle. Mit ihrem Projekt wollen sie ein besseres Verständnis der Entstehung von Antibiotika-Resistenzen und der zugrundeliegenden molekularen Mechanismen fördern. Der Philologe und Papyrologe Vassallo will mit seinem Forschungsteam ein Standardwerk zu den antiken Stoikern auf dem aktuellsten Stand der Forschung neu herausgeben.

> ROBOTER UNTERWEGS IN STÄDTEN

Seit Anfang 2023 untersuchen die Hochschule Schmalkalden und die Technische Universität Bergakademie Freiberg gemeinsam, unter welchen Bedingungen Menschen den Einsatz autonomer Lieferroboter auf Fuß- und Radwegen als akzeptabel empfinden. Das Forschungsprojekt „Robots are in town? Erfassung von Akzeptanzkriterien für den Einsatz von autonomen Mikromobilen“ (kurz „RoboTraces“) befasst sich aus technischer und sozialwissenschaftlicher Sicht mit Fragen wie: Wo dürfen sich kleine Lieferroboter zukünftig wie bewegen? Welche Größe und Geschwindigkeit sind akzeptabel und welcher Abstand zu Passantinnen und Passantinnen ist für die Menschen annehmbar? In einer umfangreichen Messkampagne werden hierzu bis Herbst 2023 Daten bei der Fahrt im städtischen Verkehrsraum in Freiberg und Gera erfasst und generelle Leitlinien für Lieferroboter im Verkehrsraum abgeleitet. Dabei werden die Roboter durch eine Begleitperson gefilmt und qualitativ-quantitative empirische Erhebungen durchgeführt.

Zum Schluss

Impressum

Mitteldeutsches Magazin für Kultur und Zeitgeschichte
Ausgabe 3, 3. Jahrgang (2023)
E-Mail: redaktion@mitteldeutsches-magazin.de
Web: www.mitteldeutsches-magazin.de

ISSN (Online): 2750-6738
ISSN (Print): 2750-672X

Redaktion: Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.), David Leuenberger
Gestaltung & Layout: Frank Kaltofen, Christiane Knoll
Lektorat: David Leuenberger
Zeichnungen: Stéphanie Weppelmann (Seite 41)

Wir bedanken uns bei allen Gastautorinnen und -autoren für ihre Beiträge in dieser Ausgabe: Christina Brinkmann, Prof. Dr. Jonathan Everts, Rahel Gebhardt, Mathias Hack, Janika Jähnisch, Martin Munke, Dr. Mareike Pampus, Clara Schilke, Maren Schleimer, Sofia Simeth

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Es ist jeder Autorin/ jedem Autor sowie jeder Gesprächspartnerin/ jedem Gesprächspartner selbst überlassen, ob und inwiefern er oder sie gegenderte Sprache nutzt oder das generische Maskulinum verwendet. Alle Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden keine Beachtung.

Haftung für externe Inhalte

Unser Heft enthält Links zu externen Onlineangeboten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Erstellung dieser Ausgabe auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar; eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten ist jedoch ohne konkrete Anhaltspunkte einer Rechtsverletzung nicht zumutbar. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden wir derartige Links umgehend entfernen.

Bildnachweise | Copyrightvermerke:

Seite 9: Pixabay (User: InstagramFOTOGRAFIN)
Seite 15: Museum Burg Mylau, V 15169 N, Fotograf: Carsten Steps, 2022
Seite 23: Saxonica SLUB Dresden (unter Lizenz CC BY-SA 4.0)
Seite 17: privat
Seite 19: Verlag C.H.Beck
Seite 29: Thomas Müller/Klassik Stiftung Weimar
Seite 35: Kulturstiftung Sachsen-Anhalt, Kunstmuseum Moritzburg Halle (Saale), Foto: Punctum/Bertram Kober. Trotz aufwendiger Recherche konnte kein Nachlass ermittelt werden; melden Sie sich mit Hinweisen gern bei der Redaktion. Für die Unterstützung sei Dr. Ulf Dräger und Sophie Mannich sehr herzlich gedankt.
Seite 41: Zeichnung Stéphanie Weppelmann

Bleiben Sie auf dem Laufenden über unser Magazin
für Mitteldeutschland – folgen Sie uns auf Twitter:
@MdMagazin



www.mitteldeutsches-magazin.de